

nicht Herr Schacht. Ein deutscher Antrag auf Wiederherstellung der Souveränität des Reiches der Reichsbank gegenüber hätte, wie von französischer und englischer Seite vielfach versichert wird, Anrecht auf günstige Aufnahme. Man ist hier gespannt darauf, ob die deutsche Delegation, die sich bietende Gelegenheit, eine sehr lästige Dawes-Pfandbrief abzustreifen, auch wirklich nutzen wird!

Post oder Medio? — Und die „Sanktionen“?

V. Sch. Haag, 8. Januar. (Eigenbericht.)

Abgesehen von der Regelung des Zwischenfalles Tardieu. Curtius war der heutige Tag vor allem durch zwei Tatsachen gekennzeichnet: Einmal durch die Konfrontierung des am Vormittag eingetroffenen ehemaligen Sachverständigen Dr. Kaffl mit seinen hier anwesenden ehemaligen Kollegen der Pariser Konferenz Maurice und Francaul über die Frage des Zahlungstermins. Trotz mehrstündiger Verhandlungen konnten sich die Herren nicht einigen. Kaffl blieb dabei, daß man Postumendum-Zahlungen vorgezogen habe, während seine Kollegen bei den Medio-Zahlungen verharren. Dr. Kaffl ist bereits am Abend wieder nach Berlin zurückgereist.

Schließlich ist am späten Nachmittag das angekündigte französische Schriftstück überreicht worden, in dem die französische Auffassung über die Sanktionsfrage dargestellt wird. Bisher ist weder auf französischer noch auf deutscher Seite über den Inhalt dieses sieben Seiten langen Dokuments etwas verlautbart worden. Von englischer Seite hört man, daß Tardieu die Frage der Sanktionen als nebensächlich und rein theoretisch betrachtet und viel größeren Wert auf die künftige Mitwirkung Deutschlands an der baldigen Kommerzialisierung des ersten Teils der deutschen Schuld lege. Freilich soll die französische Note nach wie vor zum Ausdruck bringen, daß im Falle einer böswilligen Zahlungserweigerung Deutschlands, die sowohl durch das vorgesehene Komitee der Internationalen Zahlungsbank wie auch durch das Haager Schiedsgericht festgestellt werden würde, das Recht der Gläubigerstaaten auf die Anwendung des Artikels 430 des Friedensvertrages — also auch militärischer Sanktionen — weiterbestehen bleiben würde.

Solidarität mit Mördern.

Stahlhelm und Nationalsozialisten feiern Rathenau-Mörder.

Der Rathenau-Mörder Ernst Werner Tschow ist am Dienstag aus dem Strafgefängnis in Halle entlassen worden. Die Organisationen des Stahlhelms und der Nationalsozialisten beabsichtigten, ihn demonstrativ mit Musikkapellen zu empfangen. Die Demonstration wurde dadurch verhindert, daß Tschow 1½ Stunden vor dem Termin entlassen wurde.

Der Aufmarsch der rechtsradikalen Organisationen vor der Strafanstalt indessen ist tatsächlich erfolgt. Es ist damit festgestellt, daß sowohl der Stahlhelm als auch die Nationalsozialisten ihre Sympathie und ihre Solidarität mit dem Rathenau-Mörder öffentlich bekundet haben.

Es liegt darin ein Bekenntnis zum politischen Mord, das bei der Beurteilung des wahren Sinns der beiden Organisationen schwer ins Gewicht fallen muß. Der Stahlhelm nimmt wirklich wenig Rücksicht auf die Tatsache, daß er zu seinen Ehrenmitgliedern immer noch den Reichspräsidenten zählt.

Zentrumshoffnungen.

Eine Rede des Landwirtschaftsministers Steiger.

Der preußische Landwirtschaftsminister Steiger hat sich in Hildesheim über das Verhältnis des Zentrums zur Regierung ausgesprochen. Er hat die Hugenbergsche Führung der Deutschnationalen heftig angegriffen, namentlich wegen der ablehnenden Haltung bei der Volkspolitik. Auf der anderen Seite begrüßt er den Zusammenschluß der ausgeschiedenen Deutschnationalen zu einer christlich-nationalen Arbeitsgemeinschaft.

Das Ziel des Zentrums, so führte er aus, sei eine christlich-nationale Volkspolitik.

Die Zahl der Ausschließlichen ist nicht groß genug, um die parlamentarische Konstellation zu beeinflussen. Die Ausführungen Steigers lassen jedoch die Hoffnung des Zentrums erkennen, daß der Spaltungspraktik der Deutschnationalen weitere Fortschritte machen möge, damit das Zentrum Koalitionsmöglichkeiten nach rechts hin erhält.

Fort von Hugenberg!

Deutschnationaler Reichsgerichtsrat gegen Hugenberg-Kurs

Leipzig, 8. Januar. (Eigenbericht.)

Der Vorsitzende der Deutschnationalen Volkspartei in Leipzig, Reichsgerichtsrat Feldmann, hat sein Amt niedergelegt. In einem Schreiben an den Parteivorstand von Leipzig-Stadt erklärt er, daß er sich zu seinem Rücktritt gezwungen sehe, weil er nicht in der Lage sei, die Politik Hugenbergs zu vertreten.

Der Verkauf Woynowos.

Feststellungen des preußischen Landwirtschaftsministers.

Im Hauptausschuß des Preussischen Landtags gab Landwirtschaftsminister Dr. Steiger am 8. Januar Auskunft über den in der Presse verschiedentlich behandelten Gutsverkauf des Prinzen zur Lippe.

Der preussische Minister für Landwirtschaft hat in den Jahren 1926 bis 1929 dauernd geprüft, ob es möglich ist, die Herrschaft Woynowo im ganzen oder teilweise für die Forst- oder Domänenverwaltung zu verwenden oder sie auch landwirtschaftlich zu besiedeln. Es haben mit verschiedenen Siedlungsunternehmungen Verhandlungen wegen Ankaufs der Herrschaft stattgefunden. Alle Bemühungen, Woynowo zu erhalten, sind jedoch an den Preisen und an der Bodenbeschaffenheit des Objekts gescheitert. Der Eigentümer hat darauf Teile des Gutes an Landwirte aus den Dörfern Aramitz und Neu-Aramitz verkauft, die ihre eigenen kleineren Wirtschaften vergrößern wollten. Von unangemessen hohen Preisen kann keine Rede sein. Die Preise halten sich vielmehr durchaus im Rahmen dessen, was bei einer Untergliederung für einen Erwerber wirtschaftlich tragbar ist. Was die nationalpolitische Seite der Angelegenheit betrifft, so handelt es sich bei den Erwerbern um fleißige deutsche Staatsbürger, die sich zwar überwiegend der polnischen Sprache bedienen, bislang aber in keiner Weise gegen die staatlichen Vorschriften verstoßen haben und deren Benachteiligung daher in den Gesetzen keine Stütze findet.

Preussische Wahlen gültig.

Kein Raum für Tätigkeit des Staatsgerichtshofs.

Das Wahlprüfungsgericht beim Preussischen Landtag beschloß heute am Mittwoch mit den Wahlen im ehemaligen Freistaat Waldeck und mit der Frage der Gültigkeitserklärung der preussischen Landtagswahlen vom Mai 1928. In vorhergehenden Sitzungen waren bereits die Wahlen in den einzelnen Wahlkreisen geprüft worden. Den Hauptgegenstand der Verhandlungen bildete am Mittwoch die Frage der Vereilegung der Reststimmen. Im Anschluß an eine Entscheidung des Staatsgerichtshofes im Falle Württemberg waren bekanntlich Zweifel entstanden, ob die in Preußen geübte Art der Verteilung der Reststimmen mit der Verfassung vereinbar ist. In Konsequenz der Entscheidung des Staatsgerichtshofes würden 17 weitere Abgeordnete der Splitterparteien in den Preussischen Landtag eintreten.

Nach längerer Verhandlung verkündete das Wahlprüfungsgericht folgendes Urteil:

Schober nimmt den Kampf auf.

Bemerkenswerte Äußerungen zu einem sozialistischen Ausfrager.

Brüffel, 8. Januar. (Eigenbericht.)

Der Vertreter des sozialistischen „Peuple“ im Haag hatte mit Bundeskanzler Schober ein Gespräch, das sich auch auf die innerpolitische Lage in Oesterreich erstreckte. Der Redakteur des „Peuple“ berichtet darüber folgendes:

Ich fragte den Kanzler, ob er nicht glaube, daß die schlechte Wirtschaftslage Oesterreichs wesentlich verbessert werden könnte, wenn die illegalen militärischen Organisationen, die den inneren Frieden des Landes stören, aufgelöst würden. Der Kanzler schien diese Frage für etwas verhänglich zu halten; er fürchtete offenbar, diese Wendung des Gesprächs könnte ihn in gewissem Maße zur Anerkennung eines Rechts des Auslandes verleiten, sich in die inneren Angelegenheiten Oesterreichs einzumischen. Er antwortete deshalb nicht ungeschickt, er glaube nicht, daß die Frage der Heimwehren und des Schutzbundes einen wesentlichen Einfluß auf die wirtschaftliche und finanzielle Lage des Landes ausübe. Aber nach dieser Abwehr machte er keinen weiteren Versuch, der Frage auszuweichen und äußerte sich ziemlich freimütig über die innere Lage Oesterreichs. Seiner Ansicht nach wird die Gefahr der Militärverbände niemals überschätzt. Ich bin — loger er — der Ansicht, daß das legale Heer die einzige Militärmacht des Landes sein muß, aber

wir haben es mit einer Lage zu tun, die durch die früheren Zustände geschaffen ist.

und ich glaube nicht, daß es nötig oder gar nützlich wäre, die Dinge zu brüskieren.

Die Revision der Verfassung habe die Lage vollständig verändert. Die Militärverbände hätten sehr viel von ihrer Bedeutung verloren und man könne sagen, daß einer davon, d. h. die Heimwehr, sich in voller Krise befinde. Die Politik Schobers gehe dahin, diese Verbände nicht durch Regierungszwang zu entlassen oder aufzulösen, sondern erst abzuwarten, bis die neue Lage sich vollständig ausgebildet hat; das, meint er, genüge. Inzwischen werde die Regierung jede provokatorische Demonstration der Verbände verhindern. Auch das werde, meint Schober, die Wirksamkeit haben, daß viele Mitglieder aus den Militärverbänden austreten. Nachher werde man sehen, ob es wirklich notwendig sei, energiereichere Maßnahmen zu ergreifen.

Der Internotier berichtet weiter: Ich machte dem Kanzler darauf aufmerksam, daß sein Optimismus nicht von jedermann geteilt werde und daß einflußreiche Männer in Oesterreich der Heimwehr weit größere Bedeutung beimessen. Ich erwähnte besonders auf die Dissenzen, die Seipel neuerdings wieder unternommen hat. Darauf gab mir Herr Schober eine recht interessante und charakteristische Antwort, die er mir aber hat, nicht zu veröffentlichen. Ich glaube jedoch sagen zu dürfen, daß

der gegenwärtige Kanzler den Einfluß Seipels für nicht sehr groß und nicht sehr gefährlich zu halten

scheint. Er scheint der Ansicht zu sein, daß dieser Einfluß im Abnehmen begriffen ist.

Der Gesamtindruck aus dem Gespräch läßt sich dahin zusammenfassen: Herr Schober hält offenbar seine Stellung als Kanzler für

„Die am 29. Juni 1929 im ehemaligen Freistaat Waldeck vorgenommenen Wahlen zum Preussischen Landtag sind gültig. Die am 20. Mai 1928 auf die Landeswahllooschläge erfolgten Wahlen zum Preussischen Landtag und die auf sie erfolgte Zuteilung von Abgeordneten sind gültig.“

Damit sind die letzten Wahlen zum Preussischen Landtag für gültig erklärt. Aus der mündlichen Urteilsbegründung ergibt sich, daß sich das Wahlprüfungsgericht in der Frage, ob die Stimmentverrechnungsart gegen Verfassungsbestimmungen verstößt, der Entscheidung des Staatsgerichtshofes nicht angeschlossen hat. Es hat somit das Vorliegen einer materiellen Verfassungswidrigkeit nicht anerkennen können. Im übrigen wurde darauf hingewiesen, daß eine etwa anzunehmende Verfassungsänderung auf dem gesetzlich vorgesehenen Wege der verfassungsändernden Mehrheit, mit der das Landeswahlgesetz angenommen worden sei, erledigt sei.

sehr stark. Seine Beziehungen zu Seipel scheinen ausgesprochen schlecht zu sein. Er betrachtet den früheren Kanzler als seinen Rivalen und Gegner und er scheint entschlossen zu sein, den Kampf mit ihm aufzunehmen. Darin liegt vielleicht die beste Gewähr für den inneren Frieden Oesterreichs.

Seipel gibt keine Ruhe.

Wien, 8. Januar.

Seipel hat heute der christlich-sozialen Bundespartei die Vorschläge für die Arbeit der Christlich-Sozialen Partei im neuen Jahre unterbreitet und besonders die Frage des Länder- und Ständerrats erörtert. Er persönlich, so führte Dr. Seipel aus, habe immer abgeraten, den Ständerrat in die Verfassung einzuführen, solange er nur auf dem Papier bleiben müßte. Die Christlich-Sozialen hätten aber trotzdem aus ihrer treuen Gefolgschaft für die Regierung Schober dafür gestimmt. Nun aber müßten die Parteien für die nächsten Wahlen, die für das Frühjahr 1931 zu erwarten seien, Unklarheiten besonders in dieser Frage vermeiden. Seiner Ansicht nach sei nach dem Vorbild der früheren provisorischen Nationalversammlung als provisorischer Ständerrat eine Wirtschaftskammer zu schaffen, für deren Besetzung durch Zusammenfassung der demselben Wirtschaftszweig angehörenden „Arbeitgeber“ und „Arbeitnehmer“ Wahlkörper geschaffen werden könnten. Diese Wirtschaftskammer würde Vorschläge für die Zusammenfassung der fünfzig wichtigsten Wirtschaftskammern ausarbeiten haben, aber auch ein volles Gesetzgebungsrecht besitzen, und zwar die Priorität in allen wirtschaftlichen Gesetzen, während die Vorkontrolle in politischen und kulturellen Angelegenheiten dem Nationalrat verbleibe. In den primär der einen Kammer zuzustehenden Fragen dürften nur Beschlüsse gefaßt werden, die von der anderen Kammer obligatorisch zu beraten sind. Um den Ländern die Einspruchs-möglichkeit zu wahren, soll das Kollegium der Landeshauptmänner in einen Ständerrat oder Bundesrat verwandelt werden, der mit Wehrheitsbeschlüssen jedes Gesetz zu nochmaliger Behandlung in die Kammern zurückverweisen könnte. Einen Ausbau des Föderalismus würde es mit sich bringen, wenn man zur Vereinfachung des Verfahrens die Landeshauptmänner zu gemeinsamen Sitzungen mit dem Ministerrat zusammenträte. Die ausschließliche Zuständigkeit des Nationalrats in Budgetsachen müßte unberührt bleiben. Dr. Seipel betonte zum Schluß, diese Vorschläge schienen ihm geeignet, ein gleichwertiges und geschlossenes Zusammenarbeiten der Partei zu ermöglichen und die Unruhe im öffentlichen Leben abzulösen, denn Unruhe schaffe nicht der, der eine bereits aufgeworfene Frage löst, sondern der, der schwebende Fragen ungelöst weiterzuschweben lasse.

Nach schwerster Unruhe und einer Krediterschütterung, die nach einem eigens verfertigten Preßgesetz in Zukunft nicht mehr von Zeitungen erwähnt werden darf, ist die Verfassungsrevision erledigt worden. Man konnte hoffen, daß nun wenigstens Ruhe sein werde in dem armen Land, dessen chronische Arbeitslosigkeit in den letzten Wochen so bedrohlich gewachsen ist. Unruhe schafft nicht der, der eine bereits aufgeworfene Frage löst, sondern der, der schwebende Fragen ungelöst weiterzuschweben lasse. Er aber ist kein Ruheförderer!

Verhandlungen mit Jekner.

Einigung im Werden.

In der Jekner-Krise ist zunächst eine Entscheidung noch nicht fällig, da der preussische Minister für Kunst, Professor Dr. Beder, dienstlich verreist ist. Es schweben Verhandlungen, um Jekners künstlerische Kraft der Staatsbühne zu erhalten; nur von der finanziellen Verantwortung für ihren Geschäftsgang will man ihn befreien. Wie wir vernahmen, bestehen genügende Anzeichen dafür, daß eine befriedigende Einigung nach dieser Richtung angebahnt ist. In den nächsten Tagen wird Minister Beder dem Hauptausschuß des Landtages über die Angelegenheit berichten und dabei vermutlich auch die inzwischen getroffene Einigung vorlegen können.

Billiger Tarif.

10 Mark Geldstrafe für schwerste Beschimpfung der Reichsflagge.

In dem nationalsozialistischen Blatt „Die Diktatur“ (Erscheinungsort: Stettin) stand in der Aprilnummer von 1929 folgendes: „Es sagt den Novemberlauten von 1918 natürlich nicht das Auslandsbewußtsein in seiner überwiegenden Mehrheit die Fahne der Schmach, die das auserwählte Volk dem neuen Deutschland aufgezogen hat, nicht anerkennt und treu und fest zu den Farben des starken deutschen Kaiserreiches hält.“ Aus dem Zusammenhang geht eindeutig hervor, daß als die

„Fahne der Schmach“ die Reichsflagge gemeint war. Die Republikanische Beschwerdestelle stellte Strafantrag wegen Vergehens gegen § 8 Ziff. 2 des Republikstrafgesetzes. Das Schöffengericht in Stettin sprach die angeklagten Redakteure am 10. September 1929 frei. Auf einen neuen Antrag der Republikanischen Beschwerdestelle kam dann die Sache vor die Große Strafkammer in Stettin, und der angeklagte Redakteur Schulz wurde zu 70 Mark Geldstrafe an Stelle einer an sich vermittelten zehntägigen Gefängnisstrafe verurteilt.

Ganz Europa verhandelt Zollfrieden.

Höchste Zeit, mit den Zollerböhrungen Schluß zu machen.

Genf, 8. Januar.

Für die Mitte Februar geplante Zollmassenkonferenz hat nunmehr auch Portugal seine Teilnahme zugesagt, so daß von den europäischen Völkern nur noch Estland und Albanien fehlen.

Die belgische Regierung hat bei der Mitteilung der Zusammenfassung ihrer Delegation, die unter der Leitung des Außenministers Hymans stehen wird, ihrem Bedauern darüber Ausdruck gegeben, daß am Vorabend der Konferenz die Zollerböhrungen sich mehren. Eine derartige Politik würde verhängnisvolle Folgen mit sich bringen, da jede Zollerböhrung mit Repressalien beantwortet werde, was schließlich zu einem Zollkriegszustand führen würde.

Der schwarze Mann. Die rumänische Polizei will gehört haben, daß Bela Kun in Eisenbürgen sei; er natürlich soll die Unruhen in Temeswar gemacht haben.

Industrierevolte gegen Schacht.

Bauarbeiten vergeben, nicht einstellen. — Notruf der privaten Bauwirtschaft.

Die Fachgruppe Bauindustrie des Reichsverbandes der Deutschen Industrie weist in einer dringenden Eingabe an die Reichsregierung, die Regierungen der deutschen Länder und die Magistrats der Städte auf die katastrophalen Folgen der Abkündigung der Bauverträge für die gesamte Volkswirtschaft hin. Mit starken Gründen wird die Meinung widerlegt, daß durch Stilllegung der Bauten die augenblickliche Krise überwunden werden könnte. Das Gegenteil sei richtig. Die Krise werde verschärft, da die Zahl der Arbeitslosen ins Ungemeine vermehrt werden und die finanziellen Schwierigkeiten der öffentlichen Hand vergrößert werden!

Das für die Gesamtwirtschaft ausschlaggebend wichtige Baugewerbe, das eine große Reihe weiterer Industrien befruchtet und die größten Massen von Handwerkern in Tätigkeit setzt, dürfe nicht zum Erliegen gebracht werden. Von jeher sei das Baugewerbe in Zeiten wirtschaftlicher Depressionen berufen gewesen, die zum Stillstand gekommenen Räder der Wirtschaft wieder in Gang zu bringen. Dieser natürliche Ausgleich werde durch die Stilllegung der Bautätigkeit und die offensichtliche Verkennung der Auswirkungen der Sparmaßnahmen völlig unterbunden. Die Forderung müsse jetzt lauten: Bauarbeiten vergeben, nicht Bauten einstellen.

Die Revolte des Privatkapitals gegen die Politik des Herrn Schacht hat begonnen. Sie wird nicht aufhören, bis dieser Politik ein Ende gesetzt ist. Das liegt im Wesen der Dinge, die Herr Schacht nicht begreift.

Das neue Reichsbankstatut.

Ein vollkommen unzureichender Gesetzentwurf.

Die „Bosnische Zeitung“ schreibt unter der Überschrift: Soll der Reichsbankpräsident souverän bleiben:

Eine der innen- und außenpolitisch wichtigsten Rückwirkungen des Young-Planes ist die Umgestaltung des Bankgesetzes, da durch das Ausschließen der Ausländer aus der Reichsbankverwaltung und durch das Erheben der ausländischen Kontrolle weitgehende Änderungen notwendig geworden sind. Aber auch durch das Vorgehen Dr. Schachts in den letzten Monaten hat sich die Notwendigkeit erwiesen, das Verhältnis der Reichsbank zur Reichsregierung neu zu regeln. Der „Vorwärts“ veröffentlicht jetzt die von dem Organisationskomitee vorbereitete Forderung des Reichsbankstatuts, soweit sie sich auf diesen Fragenkomplex beziehen.

Ueber diesen, wie uns scheint, vollkommen unzureichenden Gesetzentwurf wird noch ausführlich zu sprechen sein. Das Wichtigste ist vorerst, daß die deutsche Regierung im Haag durchsetzt, daß die Neuregelung des Reichsbankstatuts als rein deutsche Angelegenheit anerkannt und damit ausschließlich Sache der Reichsgesetzgebung wird.

Kommunistisch-deutschnationale Einheit

So etwas gibt es!

Die neue kommunistische Taktik der Kommunisten zeigt herrliche Blüten! Es ist den kommunistischen Gemeindefunktionären verboten, für Sozialdemokraten zu stimmen — woraus die Kommunisten in den Gemeinden schämevoll den Schluss ziehen, daß sie nun also das Bürgertum zu unterstützen haben.

Eine besonders tolle Blüte dieser neuen Taktik ist in Kassel-Band hervorgetreten. In dem Arbeiterdörferchen Astenritze verfügt die Sozialdemokratie über 8 Sitze in der Gemeindevorstellung, die Kommunisten und die Deutschnationalen verfügen über je 2 Sitze. Zum Bürgermeister wurde ein Sozialdemokrat gewählt, bei der Wahl der Gemeindefunktionäre aber wurde außer der sozialdemokratischen Liste eine kommunistisch-deutschnationale Einheitsliste vorgelegt, auf der an erster Stelle der Kommunist Alfred stand, an zweiter Stelle der deutschnationale Bauernmeister Mohr. Die Liste trug die Unterschrift von zwei Kommunisten und zwei Deutschnationalen. Auf den Ämtern der Deutschnationalen wurde dann glücklich ein kommunistischer Gemeindefunktionär gewählt. Weiter läßt sich die Einheitsfronttaktik wirklich nicht treiben!

In Moskau verhaftet.

Entgläubigt hingefahren — jetzt in der Lubjanka!

Wie die Telegraphen-Union erzählt, ist der in Moskau verhaftete Firmendirektor Hellen ein Bekannter des Chefredakteurs der Berliner russischen Emigrantenzzeitung „Kul“, Dr. Hellen. Der Verhaftete war früher in Rußland u. a. Direktor der Versicherungsgesellschaft „Wolga“ und der Dampfschiffahrtsgesellschaft „Kamla-Werkstatt“ (Kamwo). 1922 wanderte er aus Rußland aus und ließ sich in Paris nieder, wo er kurze Zeit Mitglied des russischen Industriellen-Ausschusses war, aus dem er wegen Wiederaufnahme wirtschaftlicher Beziehungen zu Sowjetrußland ausgeschlossen wurde. Auch sein Bruder in Warschau wandte sich dieserhalb an ihn ab. Hellen war in Wirtschaftsverhandlungen mit Sowjetrußland durch Vermittlung eines seiner früheren Angestellten, den jetzigen stellvertretenden Vorsitzenden des obersten Volkswirtschaftsrates, Dschawa, getreten. In Rußland wurde er in seinen Wirtschaftsplänen von den beiden inzwischen verstorbenen Sowjetführern Krassin und Surjupa unterstützt. Vor längerer Zeit sollte ihm die Transportkonzession der Wolgadschiffahrt übertragen werden, dann führte er langwierige Verhandlungen über die Wolga-Don-Kanalbaukonzession, wozu er deutsches Kapital heranziehen wollte. Eine der interessierten deutschen Firmen war die Tiefbau AG. Julius Berger, in deren Auftrag er auch während seiner Verhaftung unterwegs nach Berlin war.

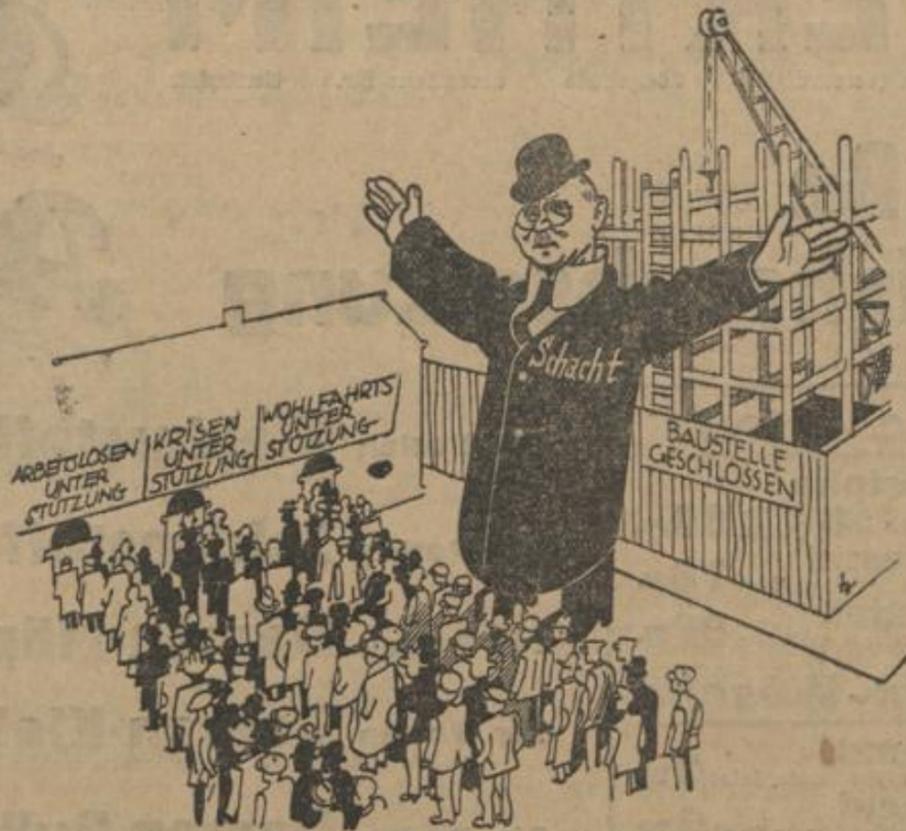
Hellen ist Sowjetstaatsangehöriger und hat bereits annähernd 30 Reisen nach Moskau unternommen, wozu er auch zuletzt seine Frau mitgenommen hatte, da er sich dort ganz niederlassen wollte.

Stalins Kriempnerladen.

Moskau, 7. Januar. (Dft-Expres.)

Eine Reihe „Arbeiterorganisationen“ hat anlässlich des 50. Geburtstages Stalins den Vorschlag gemacht, ihm den Orden der Roten Fahne, den er natürlich schon lange hat, nochmals zu verleihen. Eine solche Ehrung ist wiederholt prominenten Sowjetführern und besonders verdienten Angehörigen der Roten Armee erwiesen worden, von denen manche, die an für den Sowjetstaat wichtigen Kämpfen teilgenommen haben, den Orden mehrmals erhalten haben.

Sparfamkeit à la Schacht.



Wenn Deutschland sich dabei nicht erholt...

Bernsteins Lebensarbeit.

Wie sie sich in Gratulationen spiegelt.

Die vielseitige schöpferische Tätigkeit Eduard Bernsteins spiegelt sich in den Glückwünschen wider, die in so reicher und schöner Fülle zu seinem achtzigsten Geburtstag eingingen. Von dem Tage seines Eintritts in die Sozialdemokratische Partei sah Eduard Bernstein den demokratischen Sozialismus als eine die ganze Welt bewegende Frage an. Und zu seinem achtzigsten Geburtstag huldigten ihm die sozialdemokratischen Parteien der alten und neuen Welt.

Ramon Rachpald richtete diese Zeilen an den Jubilar:

Mein lieber Bernstein!

Ich habe eben gehört, daß Sie am 6. Januar Ihren achtzigsten Geburtstag feiern, und ich sende mit diesen wenigen Zeilen meine herzlichsten Glückwünsche. Sie haben einen langen Weg zurückgelegt, und ich fürchte, es waren sicher sehr mühselige Wegstrecken dabei. Ich hoffe, daß Sie noch viele Jahre vor sich haben und daß Sie mit wohlverdientem Glück ausgefüllt sind.

Sie haben viele alte Freunde hier, die am 6. Januar an Sie in Liebe denken werden.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr sehr ergebener

Ramon Rachpald.

In einem herzlichem Brief weist die Labour Party darauf hin, daß sich viele alte Bekannte mit Dankbarkeit und Vergnügen der Jahre seiner Verbannung in England erinnern — der Verbannung, die ein Ergebnis trauer Kämpfe für das demokratische Recht gegen die autoritäre Macht war. Sie freuen sich, daß Bernstein den Triumph seiner frühen politischen Ideale erlebt hat.

Mit dem Feuer seines emigrierten Herzens hat Bernstein die Versöhnung des deutschen und französischen Kulturvolks erstrebt. An seinem Geburtstag strichen ihm Albert Thomas, Renaudel, Faure, Blum die Brüderhände entgegen. Immer hat Bernstein seine Waffen gegen den Despotismus geführt, der die Freiheit ganzer Völker mit Füßen tritt. Heute huldigen ihm ein Tserelli, Magappa, Kerestli, Dan, Rodigiani usw. Die Parteileitung der verfolgten ungarischen Sozialdemokratie, der ungarischen Gewerkschaften, die Redaktion der „Képszava“ und familiärer Organisationen der kassenbewußten Arbeiterschaft Ungarns überreichen ihm eine künstlerisch ausgestattete Adresse.

Überall errichtete Bernstein der Menschlichkeit Würde. Vor diesem großen sozialistischen Menschenfreund verneigen sich tief Politiker aus großen Parteien: Theodor Wolff, Erkelenz, von Gerlach, Fischel. Zu den Gratulanten zählen Theodor Viehnecht und Erich Mühsam.

Zeit seines Lebens hat Bernstein die Menschlichkeit Würde. Vor diesem großen sozialistischen Menschenfreund verneigen sich tief Politiker aus großen Parteien: Theodor Wolff, Erkelenz, von Gerlach, Fischel. Zu den Gratulanten zählen Theodor Viehnecht und Erich Mühsam.

Ein deutscher Buchdrucker trifft das Wesen Eduard Bernsteins ausgezeichnet mit dem Worte: „Erzieher zum realen Denken“. Die Bürgermeister Witzelius, Scholz, Hirsch grüßen ihn mit warmem Händedruck. Paul Umbreit schreibt im Namen der „Gewerkschafts-Zeitung“:

„Es ist uns eine besondere Freude, Ihnen an diesem Ihrem Tage näherzutreten zu dürfen, da Sie Ihr ganzes Leben nicht bloß dem Kuffler der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, sondern insbesondere auch der Gewerkschaftsbewegung gewidmet und ihr unzählige Dienste geleistet haben.“

Der Zentralverband deutscher Konsumvereine, Hamburg, richtet folgende herzgewarme Worte an Bernstein:

„Früh haben Sie die ungeheure Bedeutung der Konsumgenossenschaften für die minderbemittelten Volksklassen erkannt und sind heftig und unerschrocken für sie eingetreten. Wir erinnern uns gern der Kämpfe vor, in und nach Hannover im Jahre 1899. Sie waren damals anscheinend der Unterlegene; in Wirklichkeit eroberten von jenen Tagen an die von Ihnen vertretenen Anschauungen in schnellem Siegeszuge die deutsche Arbeiterschaft und ließen sie zu ihrem Segen sich genossenschaftlich betätigen. Das ist Ihnen unergötlich geblieben und wird Ihrem Namen in der Geschichte der deutschen Konsumgenossenschaftsbewegung für alle Zeiten einen Ehrenplatz sichern.“

Der Redakteur der „Sozialistischen Monatshefte“, Dr. Bloch, rühmt unseren Bernstein mit Recht nach, daß er die Voraussetzungen neuer sozialistischer Praxis schuf. Der Staatssekretär z. B. Dr. Popitz erinnert sich mit Freuden des verständnisvollen Wirkens Bernsteins im Reichsdachstuhl:

„Ich sehe Sie vor mir in Ihrer kommenden Empörung, als uns die Nachricht von der Ermordung Rathenaus im Steuerausbruch des Reichstags erreichte. Im Reichstag haben sich dann auch manche Jahre unsere Wege getrennt, und wenn wir auch nicht immer einer Meinung waren, so sind mir doch viele Unterhaltungen, in denen ich Ihre reichen Erfahrungen und Ihr verständnisvolles Urteil bewundern konnte, in guter Erinnerung.“

Anerkennend sprechen von Bernstein in ihren Briefen und Glückwünschen die Veteranen der Bewegung, Frohme und Ulrich, die weit über ein halbes Jahrhundert die schöpferische Tätigkeit Bernsteins verfolgt haben. Mit großem Enthusiasmus feiert aber die deutsche und österreichische Arbeiterjugend den stolzen Bernstein. Und dieser Enthusiasmus wird ihm mit den größten Glückwünschen beselen. Beweist doch diese junge Begeisterung unseren Jubilar, daß er selbst jung geblieben ist.

Aussicht auf Seeabrüstung.

Macdonald ist optimistisch.

London, 8. Januar. (Eigenbericht.)

In einem Interview erklärte Premierminister Macdonald, daß die Vorbereitungen zur Seeabrüstungskonferenz gute Fortschritte gemacht hätten. Es beständen zwar noch kleinere Meinungsverschiedenheiten, aber sie seien nicht bedeutungsvoll genug, um eine Einigung zu verhindern. Er betonte die Ausschläge der Konferenz erregten optimistisch. Großbritannien sei bereit, mit voller Zustimmung der britischen Admiralsität Vorschläge zu unterbreiten, die auf eine bedeutende Herabsetzung des Schiffbauprogramms hinausläufen, ohne die Sicherheit des Reiches zu gefährden. Man müßte sich darüber klar sein, daß die Durchführung dieser Einschränkungen des Schiffbauprogramms von dem Zustandekommen eines internationalen Abkommens abhängt.

Strefemann-Gymnasium und Ebert-Halle. In Harburg-Wilhelmsburg wurde am Mittwoch ein neues Schulgebäude auf den Namen „Strefemann-Realgymnasium“ und eine Festhalle auf den Namen „Friedrich-Ebert-Halle“ geweiht.

Kommunist muß gehen. In der letzten Räter Stadtverordnetenversammlung wurde der kommunistische Stadtverordnete Ehbörn wegen ungebührlichen Betragens für zehn Sitzungen ausgeschlossen. Auf Veranlassung des hiesigen Direktors der SPD, hat Ehbörn nunmehr sein Mandat niederlegen müssen. Ob wegen des ungebührlichen Betragens oder wegen anderer Dinge ist nicht bekannt.

Präsident Hoover hat dem Senat die Ernennung Senators Coady zum Vizepräsidenten in Berlin gegeben lassen.

Bei den Kreiswahlen in Pommerellen wurden in den Landgemeinden nach vorläufigen amtlichen Angaben 440 Polen, 85 Deutsche und 120 Regierungsparteiler gewählt.

Reichsknappschaft am Breitenbachplatz

„Dieser Kasten verschandelt die Gegend!“ So ähnlich lauten die Urteile mancher gutbürgerlicher Sonntagspaziergänger über den Neubau der Reichsknappschaft am Breitenbachplatz. Allerdings, wenn die Architekten Rog Laut und Hoffmann etwas bauen, dann fühlt sich der Durchschnittskunstverständer bemüht, seinem Mißbehagen über die neue Architektur Ausdruck zu geben. Und doch fügt sich der neue Bau, der von der Bauhütte ausgeführt wird, mit seiner schlichten, rotenbraunen Klinkerfassade und der wohlüberlegten Gliederung sehr gut in die Architektur des umliegenden Breitenbachplatzes. Bisher in Mieträumen untergebracht, die nun für Wohnzwecke frei werden, wird die Reichsknappschaft noch in diesem Frühjahr die hellen und luftigen Bureauräume in dem langgestreckten Neubau beziehen, der außer dem Kabinen auch einen großen Sitzungssaal für die Mitglieder des Vorstandes enthält, welcher letzterer sich aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern zusammensetzt.

Die Hauptaufgabe der Reichsknappschaft, die seit dem 23. Juni 1928 besteht und der 16 Bezirksknappschaften im Reich



untergeordnet sind, ist die Sozialversicherung, die sich auf alle im Bergbau beschäftigten Arbeiter und Angestellten erstreckt. Ihr obliegt die Krankheits-, Invaliden- und Angestelltenversicherung (Unfallversicherung ausgenommen) und die Regelung der Knappschaftsrenten.

Preindl vom Amt suspendiert. Frisierte Bauabrechnungen.

Gegen Stadtrat Preindl vom Bezirksamt Lichtenberg scheidet wegen verschiedener dienstwidriger Handlungen, die er sich als städtischer Beamter hat zuschulden kommen lassen, ein Disziplinarverfahren. Der Oberpräsident hat nunmehr den Regierungsbaumeister a. D. Stadtrat Preindl vom Amte suspendiert.

Das Bezirksamt Lichtenberg teilt dazu mit: Stadtrat Preindl hat wider besseres Wissen die Ueberschreibung der Baukosten für das Hofenbad Lichtenberg, das im Februar 1928 eröffnet wurde, dem Bezirksamt Lichtenberg nur mit 166 000 Mark gemeldet, während dieser Betrag tatsächlich um 37 000 Mark höher war. Auf Grund der falschen Angaben ist seinerzeit auch eine Nachtragsforderung in Höhe von 166 000 Mark an die städtischen Körperschaften abgegeben, die auch bewilligt wurde. In Höhe von 37 000 Mark sind also Rechnungen zurückbehalten worden. Die Schlussabrechnung über den Bau des Hofenbades ist dann so frisiert worden, daß sie mit der von den städtischen Körperschaften bewilligten Gesamtsumme abschloß, also offensichtlich unrichtig aufgestellt war. Der Grund für die Nachnahme ist offenbar darin zu suchen, daß Stadtrat Preindl die Höhe der Ueberschreibung möglichst niedrig erscheinen lassen wollte. Er hat den Stadtoberarchitekten zur Teilnahme an dieser Täuschung verleitet. Beide haben dann versucht, die fehlende Summe von 37 000 Mark durch Ueberschreibung auf neue Bauprojekte wieder einzuholen. Gegen Stadtrat Preindl scheidet ferner ein Disziplinarverfahren auf Dienstentlassung wegen verschiedener dienstwidriger Handlungen, die er sich hat zuschulden kommen lassen. Preindl gehört der Zentrumspartei an.

Rasende Automobilisten.

Die Fußgänger sollen schuld sein!

Nach übereinstimmenden Zeugenaussagen war der Motorist Winkler mit rasender Geschwindigkeit durch die Belle-Alliance-Straße gefahren. Er hatte dabei einen 75jährigen Mann, der den Straßendamm überschritten hatte und schon auf der anderen Seite kurz vor der Bordsteinkante war, angefahren. Der verunglückte alte Mann hatte einen Unterschenkelbruch erlitten und war an den Folgen nach vier Monaten im Krankenhaus gestorben. Winkler wurde wegen jahrlängiger Lösung vom Verkehrsgericht Berlin-Mitte zu vier Monaten Gefängnis verurteilt. Die Strafe sei verhältnismäßig milde aus, weil nach Ansicht des Gerichts auch der Verunglückte einen Teil Schuld an dem Vorfall getragen habe, da er bei seinem hohen Alter beim Ueberschreiten des Fahrdammes hätte vorsichtiger sein müssen. — Die Verhandlung hat ergeben, daß der alte Mann schon auf der anderen Seite der Straße war. Das Gericht aber war der Ansicht, daß er trotzdem noch vorsichtiger hätte sein müssen. Vielleicht verbleibt man demnach in Rücksicht auf die Automobilisten den alten Leuten überhaupt das Betreten der Straße.

murden getötet, während ein Fußgänger und die beiden Insassen der Kraftdroschke verletzt wurden. Als Grund für den Zusammenstoß gab der Angeklagte an, daß der Fußgänger ganz plötzlich vor sein Auto gekommen sei, so daß es den Anschein gehabt habe, als ob er sich in selbstmörderischer Absicht vor den Wagen geworfen habe. Der Zeuge selbst, ein 25jähriger junger Mann, bestritt die selbstmörderische Absicht und behauptete, daß er in ordnungsmäßiger Weise über den Fahrdamm gehen wollte und sich noch umgesehen habe, um die Entfernung der ankommenden Autos abzuschätzen. Die Zeugenaussagen widersprachen sich in vielen Punkten, mit Ausnahme der einen Tatsache, daß der Angeklagte übermäßig schnell gefahren ist. Mehrere erfahrene und langjährige Kraftwagenführer bezeugten, daß der Wagen durch sein übermäßig schnelles Tempo und die Art, wie er sich durch das Publikum hingeschlängelt und andere Wagen überholt habe, aufgefallen sei. Ein Zeuge sagte sogar aus, daß er entsetzt über das rasende Tempo gewesen wäre. Das Schöffengericht erachtete die Schuld des Angeklagten darin, daß er über die Straßentrennung mit rasender Schnelligkeit, mindestens 60 bis 70 Kilometer, gefahren sei, so daß er nicht in der Lage war, bei einem auftauchenden Hindernis rechtzeitig auszuweichen. Das Urteil lautete gegen den Angeklagten auf ein Jahr sechs Monate Gefängnis.

Voruntersuchung gegen acht Personen.

Wegen der Schießerei in der Görlitzer Straße.

Die Staatsanwaltschaft hat am Mittwoch die Eröffnung der Voruntersuchung gegen acht Personen beantragt, die unter dem Verdacht stehen, an der Schießerei in der Görlitzer Straße im Südosten Berlins in der Nacht vom 29. zum 30. Dezember v. J. beteiligt gewesen zu sein. Sie werden des schweren Verbandsfriedensbruchs und der Körperverletzung mit tödlichem Ausgang beschuldigt. In Haft befinden sich in dieser Sache der Tischler Born, der Schlichter Kied, der Bader Senfteil, der Maschinenführer Dwig, der Arbeiter Berth und der Fleischergehilfe Kobierowski. Noch weiteren Verdächtigen wird gefahndet.

Jeder achte Berliner hat ein Telefon!

1930 Rekordzunahme an Fernsprechanstschlüssen.

Das Jahr 1929 hat eine über Erwarten große Ausdehnung des Berliner Fernsprechnetzes mit sich gebracht, vor allem weil am 1. Januar 1930 von der Post eine Ermöglichung der Einzelanmeldungen von neuen Anschlüssen mitgeteilt wurde und außerdem auf Antrag Ratenzahlung gewährt wurde. In den ersten 11 Monaten des Jahres 1929 wurden bereits circa 40 000 neue Anschlüsse in der Reichshauptstadt hergestellt. Ende November wurden von der Oberpostdirektion Berlin 307 000 Apparate gezählt, davon waren 297 000 Hauptanschlüsse, 10 000 Nebenstellen. Es kommt also ungefähr auf jeden 8. Berliner durchschnittlich ein Telefon. Zu Anfang des Jahres gab es circa 260 000 Haupt- und etwas über 200 000 Nebenanschlüsse. Infolge der 1928 sehr zeitig für 1929 bekanntgegebenen Erleichterungsbedingungen war demnach der Zuwachs schwächer; es sind 1928 nur circa 22 000 Anschlüsse hinzugekommen.

Die große Sporthalle in Köln, die „Rheinlandhalle“, die etwa 8000 Besucher faßt, hat ihre Zahlungen eingekassiert. Fast sämtliche Veranlassungen in dieser Halle haben mit einem Erfolg abgeschlossen.

Drei Tote und drei Schwerverletzte.

Der folgenschwere Autounfall am Kaiserdamm, der sich am 10. August 1928 ereignete und drei Tote und drei Schwerverletzte zum Opfer hatte, beschäftigte die Verkehrsabteilung des Schöffengerichts Berlin-Mitte unter Vorsitz von Amtsgerichtsrat Warggraf. Angeklagt wegen fahrlässiger Tötung und fahrlässiger Körperverletzung in Ausübung seines Berufes war der Verkaufsgestellter Schulz eines größeren Automobilgeschäfts am Kurfürstendamm. Er fuhr zum Zwecke der Prüfung mit einem Chevrolet-Wagen den Kaiserdamm entlang. Unmittelbar hinter der Kreuzung der Sophie-Charlotte-Straße hatte er einen Zusammenstoß mit einer entgegenkommenden Kraftdroschke. Zwei Insassen seines eigenen Wagens und der Chauffeur der Droschke

Der verschwundene Geheimrat.

Von Angehörigen des verstorbenen Geheimrats Weder vom Auswärtigen Amt wird uns mitgeteilt, daß entgegen anderslautenden Nachrichten feststeht, daß Geheimrat Weder am Freitag und Sonntag der vergangenen Woche in Friedenau gesehen worden ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach scheint er sich nach wie vor in geistiger Verwirrung in Berlin aufzuhalten. Da die Ermittlungen der Kriminalpolizei bis jetzt zu keinem Ergebnis geführt haben, haben sich die Angehörigen des Vermissten dazu entschlossen, für Personen, die Nachrichten zur Auffindung des Vermissten geben können, eine angemessene Belohnung auszusprechen.

Alexio Azevedo

Ein brasilianischer Mietshau

Zulmira war jetzt beinahe dreizehn und ein typischer brasilianischer Backfisch. Dünn und bleich, leicht sommersprossig, erinnerte sie an eine Nachblume oder an die fähle, wächserne Weiße einer Magnolie. Ihr Haar war hell kastanienbraun, ihre Hände beinahe durchsichtig mit kurzen weichen Nägeln wie die ihrer Mutter, und ihre Füße zierlich und schlank. Sie hatte scharfe, gleichmäßige Zähne, und ihre Augen, das Bemerkenswerteste in ihrem Gesicht, waren groß und schwarz und abwechselnd funkelnd oder heimtückisch.

Gerade um diese Zeit kam aus dem Innern des Landes der Sohn eines reichen Pflanzers, Mirandas bester Kunden, an, der den Jüngling der Obhut des Kaufmanns anvertraut hatte. Henrique war fünfzehn und wurde nach Rio de Janeiro geschickt, um sich für die medizinische Laufbahn vorzubereiten. Miranda quartierte den jungen Mann bei seinen Bureauangestellten ein, die über dem Geschäft wohnten, aber das Studentchen fühlte sich dort so unglücklich und unzufrieden, daß der Kaufmann, bemüht, es einem so wichtigen Gönner recht zu machen, keinen anderen Ausweg sah, als ihm in seinem eigenen Haus Gastfreundschaft anzubieten.

Henrique war ein sympathischer Junge, aber äußerst scheu und von geradezu mädchenhafter Empfindlichkeit. Er erwies sich als sehr fleißig und als so bescheiden, daß er außer seinen täglichen Ausgaben nichts verbrauchte. Jeden Morgen verließ er das Haus mit Miranda, kam nach Schluß der Schule und blieb zu Hause, wenn er die Familie nicht gerade auf Spaziergängen begleitete. Sehr bald überschüttete ihn Donna Estella mit einer fast mütterlichen Zärtlichkeit und kümmerte sich um sein Taschengeld, dessen Höhe Miranda bestimmt hatte, da ihm vom Vater in jeder Beziehung freie Hand gelassen worden war.

Er forderte niemals Geld. Wenn irgendein Gegenstand gebraucht wurde, so beauftragte Donna Estella ihren Mann mit der Beforgung, und die Kosten plus einer schwankenden Kommissionsgebühr wurden dem freigebigen Vater ordnungsgemäß in Rechnung gestellt. Kost und Logis bildeten eine

monatliche Einnahme von zweihundert „Milreis“, über die der Pflanzler hätte jagen müssen, aber er überlegte wahrscheinlich, daß der Junge alle Bequemlichkeiten genoss und wie ein Sohn des Hauses angesehen und behandelt wurde.

Hin und wieder gingen an einem schönen Abend Dona Estella und ihre Tochter, von Henrique und einem jungen Mulattendiener namens Valentin begleitet, am Strande und die weisse Küste Botafogos entlang spazieren. Und wenn die Familie Miranda Besuche machte oder einer der vielen Gesellschaften bewohnte, zu der sie geladen war, wurde der Jüngling nie zu Hause gelassen.

Bei den Mirandas diente ein junges Mulattmädchen namens Izaura, ein dummes, gutmütiges Ding, das jeden Kupfer, den es in die Hände bekam, für Süßigkeiten aus Romãos Laden ausgab. Dann war noch Leonor da, eine schlaffe, biegsame, junge Negerin, der alle Schimpfwörter zur Verfügung standen, die die portugiesische Sprache kennt. Dieser unvergleichliche Wortschatz machte Leonor zu einem gern gesehenen Gast in Joao Romãos Wirtschaft, wo die Schreiber und sonstigen Kunden keine Gelegenheit vorübergehen ließen und sie solange quälten, bis sie loslegte, fürchterlich zu fluchen anfing und schließlich jedesmal damit drohte, sie alle vor den Richter zu schleppen. Der dritte und letzte der Dienerschaft war Valentin, Sohn einer Skavin von Dona Estellas Familie, dem aber seine Herrin die Freiheit geschenkt hatte.

Vielleicht behandelte Mirandas Gattin diesen jungen Mulatten mit einer Freundlichkeit, die an Ergebenheit grenzte, weil er ein Andenken an ihre Mädchenzeit war. Er hatte die denkbar größte Freiheit, bekam immer Geld und Geschenke, trug immer gutstehende Kleider und eskortierte Dona Estella und die jungen Herrschaften stets auf Spaziergängen. So freundlich und fürsorglich behandelte ihn seine Herrin, daß Zulmira nicht selten eifersüchtig war, und in dem Streite, der unweigerlich zwischen der Tochter und dem Diener erfolgte, nahm die Mutter stets die Partei des Mulatten. Auch sorgte die verlebte Herrin dafür, daß Valentin immer das Beste bekam, was es im Hause gab. Als er einmal an einem Nierenanfall erkrankte, ließ ihn Miranda ungeachtet der flehentlichen Bitte seiner Gattin ins Krankenhaus transportieren. Dona Estella weinte tagelang, weigerte sich Klavier zu spielen, sang nicht mehr und hatte für niemand ein Lächeln übrig. Um diesen täglichen Szenen vor den anderen Dienstboten ein Ende zu machen, gab Miranda lieber nach, und sieg-

reich lehrte Valentin zu der zärtlichen Pflege seiner liebenvollen Herrin zurück.

Es lebte noch jemand in Mirandas Hause, der alte Botelho, den man genau so gut gleich den Parasiten nennen könnte (denn das war er) — ein armer alter Kerl nahe an sechzig, dessen unsympathische Eigenschaften ihm gründliche Unbeliebtheit eintrugen. Sein kurzes weißes Haar war wie sein Schnurrbart und sein knapp gestutzter Bart starr wie die Borsten einer Bürste; mager und leicht gebeugt, lief er umher wie ein alter Vogel, und diese Rehnlichkeit wurde noch durch eine Hakennase, auf der seine stahlgeränderte Brille saß, betont. Seine dünnen, schmalen Lippen öffneten sich über sämlichen Zähnen, die farblos und so abgenutzt waren, daß sie fast bis zum Zahnfleisch heruntergeleitet zu sein schienen. Er war stets schwarz gekleidet, trug einen runden, tief über die Ohren gezogenen Filzhut und rührte sich nie ohne seinen alten Regenschirm aus dem Haus.

In seiner Jugend hatte er in verschiedenen Bureaus gearbeitet, war später Sklavenhändler geworden und erzählte oft ausführlich von einer Afrikareise, die er einmal auf eigene Kosten zum Kauf von Negern unternommen hatte. Er hatte sich auf die verschiedensten Spekulationen eingelassen, hatte während des Paraguankrieges eine Menge Geld verdient, aber später hatte ihn das Glück verlassen, und alles war ihm wieder durch die Finger geronnen. Enttäuscht und hilflos hing er als Greis ganz von Miranda ab, der einmal sein Kollege gewesen war und dessen Freundschaft er sich in früheren Jahren zufällig und später aus Notwendigkeit erhalten hatte.

Tag und Nacht von unersöhnlicher Bitterkeit — der tiefen Verzweiflung aller Besessenen — und von einer ohnmächtigen Wut auf alles und alle verzehrt, brütete Botelho dauernd über der Tatsache, daß all seine alten Bekannten zu Wohlstand gekommen und nur seine eigenen jüngernden und müden Hände leer geblieben waren. Und da sein Zustand erbärmlicher Abhängigkeit offene Feindschaft mit anderen Menschen nicht zuließ, machte er seiner üblen Laune dadurch Luft, daß er auf die Zeiten, die Sitten und die Veränderungen, die alle, wie er behauptete, zum Schlechten waren, schalt.

So kam es häufig zu lebhaften Diskussionen an Mirandas Tisch, besonders wenn der Alte auf die Bewegung zur Aufhebung des Sklavenhandels zu sprechen kam und von dem unbilligen Rio Branco Gesetz, das die künftigen Kinder von Sklaven frei erklärte, redete. (Fortsetzung folgt.)

Die Tschernwonzenfälscher.

Sadathieraschwili aus der Haft entlassen / Der geschwähige nationale Buchhändler

Es sind nur noch die Angeklagten Bell und Schmidt zu vernehmen. Die Rolle des letzteren ist unbedeutend, vom ersten ist noch eine schwingvolle nationale Rede zu erwarten, hoffentlich die letzte. Eigentümlich, wie die Herren in dieser außergewöhnlich schmutzigen Angelegenheit von nationalen Phrasen nur so triefen. Selbst der Buchhändler Böhle, ein außerordentlich geschwähiger Herr, der seine Auslagen unter andauernder Heiterkeit machte, stellte sich als geschworener Bolschewistenfeind vor. Ihm, wie auch dem Angeklagten Sadathieraschwili und Dr. Weber kommt das Fehlen des Angeklagten Schneider sehr zu statten. Vor dem Untersuchungsrichter hat dieser über seine Mitangeklagten viel Besorgendes ausgelegt, und niemand weiß besser als er, wie weit die letzten beiden an den Münchener Fälschungen beteiligt waren und Böhle an den Frankfurter Fälschungen. Eigentümlich, daß ausgerechnet Weber dem Gericht über die Erkrankung Schneiders Mitteilung machen konnte. Vielleicht hätte der Oberstaatsanwalt doch richtig gehandelt, wenn er in München über die Art dieser Erkrankung hätte Nachforschungen vornehmen lassen.

Der Schluß der Verhandlung brachte das erfreuliche Ergebnis, daß Sadathieraschwili aus der Haft entlassen wurde.

Es war tatsächlich nicht einzusehen, weshalb Karumidse sich auf freies Fuß befinden durfte, während der viel jüngere und viel weniger schuldige Sadathieraschwili 27 Monate in Untersuchungshaft gehalten werden mußte. Der Staatsanwalt erklärte, daß er sich mit einer geringeren Sicherheitsleistung begnügen wolle. Rechtsanwalt Dr. Ber nannte eine Summe von 1000 Mark, zu der er seine eigene Bürgschaft gleichfalls in Höhe von 1000 Mark hinzufügen wollte, und das Gericht beschloß die Haftentlassung unter der Bedingung, daß die 1000 Mark Sicherheit von Sadathieraschwili persönlich zu leisten seien.

Der Angeklagte Böhle ist schwerhörig. Daraus mag zu erklären sein, daß er seiner Rede vom Vorstehenden kein Halt geboten hat; zum anderen wird es auf seine Geschwähigkeit zurückzuführen sein. Er ist viel im Ausland herumgekommen und hat sich schließlich zuerst als Konfektionär, sodann als Buchhändler in Kaufmanns- und Buchhandlungen während des Krieges war er aber gezwungen, die Schweiz zu verlassen. Er nahm am Reise teil, wählte später Frankfurt a. M. als Aufenthaltsort, gründete hier eine Buchhandlung und entwickelte sich zum Deutschnationalen, als während kommunistischer Unruhen, kein Boden geblüht wurde. „Meine Herren Richter“, sagt er, „wenn die Bolschewisten bei uns die Ueberhand bekamen, ermahne es uns ebenso wie Rußland.“ In seiner Buchhandlung waren die Bücher des Staatsrats Dr. Driess „Die Welt von Rußland“ und dergleichen mehr aufbestellt. Als er durch den Hofrat Raketta Basilius Sadathieraschwili kennen lernte, war er natürlich Feuer und Flamme. Basilius — anders wird es von Böhle überhaupt nicht genannt — versorgte ihn mit ganzen Posten tschernwonzener Bücher, erzählte ihm von dem tschernwonzener Komitee, das selbst von Amerika anerkannt sei, von der im Frühjahr bevorstehenden Befreiung Georgiens, die mit einem vernünftigen Schlag gegen den Bolschewismus verbunden sein wird, von einer deutsch-georgischen Zeitung, die herausgegeben werden soll, und hat ihn

eine Druckerlei zu besorgen, in der Flugschriften für Georgien hergestellt werden könnten.

Alles sei für und fertig gegossen, auch der russische Drucker sei zur Hand, nur die Druckerlei fehle. Böhle machte sich auf die Suche. „Es dürfte selbstverständlich“, sagt er, „keine kommunistischen Arbeiter sein.“ Der größte Teil der Drucker liegt ja links. Sie sind ja alle großartig organisiert, besser als die nationalen Kreise. Schmidt schien mir der geeignete Mann zu sein. Böhle mietete die Druckerlei für zwei bis drei Monate, erhielt von Basilius 1000 M. für den ersten Monat.

Recht davon 300 Mark in seine eigene Tasche.

Stellte keinen Keller für 20 Risten Wasserzeichenpapier zur Verfügung und besuchte auch während der Druckerlei. In den Risten glaubte er Flugchriften. Daß es Wasserzeichenpapier sei, habe er in keiner Weise geahnt. Was bei Schmidt gedruckt wurde, habe er nicht gesehen. Nur den Sonettstern will er einmal bemerkt haben. Er erhielt von Basilius ein geschlossenes Paket mit Wäsche, war aber natürlich nicht neugierig hineinzusehen; hatte im Auftrag Basilius' eine tschernwonzene Bignette zuzuschneiden zu lassen und führte den Auftrag ganz harmlos aus. Da selbst einen Photographen suchte er auf, um das Wasserzeichen einer echten Tschernwonzener-Note photographieren zu lassen. Wozu das nötig war, und um was für ein buntes Papier es sich dabei handelte, interessierte ihn selbstverständlich nicht.

„Glauben Sie etwa“, fragt der Vorsitzende, „daß es ein Lotteriebillet ist, oder der Kupon einer Wette? Wie eine Dreiermarke sah das Ding doch nicht aus.“

„Ich dachte mir dabei nichts“, antwortete der Angeklagte. Die Photographen hatten aber behauptet, daß er das Papierchen ihnen als Tschernwonzener-Note bezeichnet habe. Auch nahm ihn in seiner Weise wunder, daß Basilius sich allgemein als Schwarz vorstellte; er glaubte, daß das die deutsche Uebersetzung für Sadathieraschwili sei.

Diese fast märchenhafte Harmlosigkeit erscheint aber in eigen-tümlichem Lichte, wenn man hört, daß Karumidse beim Untersuchungsrichter mit nichts zu wünschenden überlassender Danksagung erklärt hat, er habe bei seinen Inspektionsreisen nach Frankfurt a. M. den Eindruck erhalten, als sei Böhle bereits eingeweiht, daß Bausnoten gedruckt werden sollten; bei einem Abendessen habe er sich auch schon offen über den Zweck der Taktik in der tschernwonzener Buchdruckerlei ausgesprochen. Im Gerichtslokal wußte Karumidse diese Behauptung natürlich nicht mehr wahr wissen; er habe etwas ganz anderes gemeint; er habe

nur von Pflichtgefühl und Anspöcherung gesprochen

und vom Druck gewisser Flugchriften. Karumidse wird von Sadathieraschwili sekundiert. Solch einem Schwäher sollte er sich anvertrauen haben; Böhle wäre der letzte gewesen, dem er nur ein Sterbenswörtchen gesagt hätte. Böhle hat aber keinen Freund Basilius nach dessen Verhaftung einen rührenden Brief geschrieben, in dem er ihm versichert, daß er ihm auch weiterhin seine Achtung entgegenbringe; denn, obgleich die Georaien keinen nationalen Freunden viel Angelegenheiten bereitet hätten, sei er überzeugt, daß sie aus edlen Motiven gehandelt hätten. Er hoffe, daß die Polizei sich von dergleichen Anschauungen werde leiten lassen. Nicht uninteressant, daß nach der Verhaftung Sadathieraschwilis beim Angeklagten Böhle zwei Georgier, Mitglieder des tschernwonzener Komitees, erschienen sind und sich nach Schwarz und Müller erkundigt haben. Es gab also viel mehr Mitwisser der Tschernwonzenerfälschungen.

Heute, Donnerstag 9 Uhr, Weiterverhandlung.

Zammerndes Vergnügen.

Die Pleiten im Vergnügungs- und Gastwirtsgewerbe.

Ueber den Berliner Vergnügungsstätten kreist der Pleitegeier. Um die Jahreswende brach der sogenannte Bohlkonzern zusammen, der u. a. am Zoo große Lagersbetriebe unterhält. Zu gleicher Zeit stellte der Bäcker in Oskel Loms Hütte, einem bekannten Brunwald-Ausflugrestaurant, seine Zahlungen ein. Schon lange vorher waren Finanzschwierigkeiten bei Mokka-Estl bekannt geworden. Auch im Café Imperator, das lange Zeit die Friedlichstadt beherrschte, mußte ein Besitzerwechsel vollzogen werden; das in den letzten Jahren luxuriös ausgebauten Unternehmen ging von Peter Stüber, der in der Reichsorganisation der deutschen Kaffeehausbesitzer eine führende Rolle spielt, auf eine Bremer Kaffeehausfirma über. Dazu kommt der Konkurs einer Reihe von bekannten Weinstuben. Weniger in der Öffentlichkeit erörtert werden die Zahlungsschwierigkeiten im eigentlichen Berliner Gasthausgewerbe und doch drücken sich hier die finanziellen Schwierigkeiten viel schwerer aus, wie bei den Lagersbetrieben.

Sowohl die Lagersbetriebe in Frage kommen, muß festgestellt werden, daß sich ihre Einnahmen auch in einer Zeit schlechterer Konjunktur sehr gut entwickelten. Das gilt selbst für das verfallene Vöhr, obwohl es ein schlechtes Börsenjahr war, was sich erfahrungsgemäß gerade für die Lagersbetriebe auswirkt. In einer Weltstadt wie Berlin wird es immer Lagersbetriebe geben, die es sich erlauben können, mit wohnsinnigen Preisen zu arbeiten, weil sie das entsprechende Publikum finden. Der kalkulationsfähiger muß also auf der Ausgaben Seite liegen und hier stoßen wir bei den in der letzten Zeit erörterten Insolvenzen immer wieder auf die Klagen, daß die leitenden Personen in den Betrieben die Finanzen des Betriebes zu sehr für persönliche Zwecke in Anspruch nehmen. Es ist bekannt, daß in solchen Betrieben Generaldirektorengehälter gezahlt werden, die eine Vergleichung mit dem Einkommen eines Reichsministers sehr gut ausfallen. Und wie anfänglich in der Filmbranche ergibt sich auch in diesem Teil des gastronomischen Gewerbes das charakteristische Merkmal, daß die Generaldirektoren reich werden, während die Betriebe vor die Hunde gehen. Der oben erwähnte ehemalige Besitzer des Café Imperator, der aus einem gerade nicht „imperialistischen“ Milieu stammt, dafür aber später kein kaltertraues Herz ererbte, hielt es für nötig, Geschenke zu unterhalten und Kitzelgüter zu erwerben. Solche feudalen Ranken hält schließlich auch ein Kaffeehaus nicht aus, das Preise fordert, wie sie im Imperator oder in der Gourmenia üblich sind. Hier handelt es sich aber um einen Schaden, der durch die Entwicklung über die Insolvenzen gewöhnlich früher oder später ausgemergelt wird. Der Krebsknoten, die chronische Schwäche dieser Betriebe liegt jedoch darin, daß sich eine Reihe von Terrain- und Bauspekulationen bereits an dem Objekt geknüpft gemacht haben, ehe es in die Hand des Bäckers gelangt. Die kurzfristigen Darlehen wird Terrain erworben, dessen Wert dann durch eine ungesunde Boden-inflation übersteigert ist.

Nicht viel anders liegt es im kleinen Gastwirtsgewerbe. Wenn man erfährt, daß Lokale noch nicht einmal mit-

leren Umfangs eine Nacht von 100 Mark pro Tag aufbringen müssen und dazu noch teure Kapitalkosten und ein zahlreiches Personal zu unterhalten haben, kann man sich vorstellen, wie genau hier gewirtschaftet werden muß, um nicht dem Pleitegeier zu verfallen. Es erscheint geradezu als eine Ungeheuerlichkeit, daß kleine Budiken in Seitenstraßen allein an Lokalsteuern Summen von 10.000 bis 20.000 Mark und vielfach auch darüber pro Jahr zu zahlen haben. Daß hier die Dinge nicht gut gehen können, erscheint, auch selbst angesichts der im Alkoholgewerbe üblichen hohen Profitquoten, nur wahrscheinlich.

600 Frauen um Gourmenia.

Gläubigerversammlung stellt 4 Millionen Schulden fest.

In den Spichernhöfen fand am gestrigen Mittwoch nachmittag die Gläubigerversammlung der Gourmenia-G. m. b. H. statt. Als Vertreter der Schuldnerin erstattete Rechtsanwalt Dr. Alexander Guimann den Bericht über die Ursachen des Zusammenbruchs und den augenblicklichen Status des Unternehmens.

Die Kosten für den im Sommer 1928 begonnenen Bau auf dem Terrain der Ausstellungshallen am Zoo waren auf 2 bis 2½ Millionen Mark veranschlagt. Der Bau wurde jedoch später als vorgesehen fertig und kostete mehr als das Doppelte. Miete und Zinsen mußten bereits ab Januar 1929 gezahlt werden, während das Café erst im Februar eröffnet wurde, und es wurde schließlich Juni, bis der ganze Betrieb in Gang war. Trotzdem wurden in diesem kurzen Zeitraum 5½ Millionen Mark umgesetzt, während man mit einem jährlichen Umsatz von 6 Millionen bei einem Gewinn von 600.000 M. kalkuliert hatte. Der Zusammenbruch

Bezirksbildungsausschuß SPD Berlin Frausekretariat

VORTRAGSABEND

am Donnerstag, d. 9. Januar 1930,
Lehrervereinshaus, Alexanderpl.,
großer Saal, 19 1/2 Uhr

Dr. Karl Schröder spricht über

PROLETARISCHE DIKTUNG

Rezitationen, Gesang Volkschor Lichtenberg, Auf den
nieder, russ. Volkslied, P. Hönick, Herrlicher Balkal,
H. Tiessen. Brüder zur Sonne, H. Tiessen. Weckruf,
H. Tiessen.

Eintritt 10 Pfennig

Der „Büchereck“ hat für jede fünfzigste verkaufte Karte eine Buchpremiere zur Verfügung gestellt. Der nammentliche Collon hat die Buchpremiere. Er berechtigt zur Teilnahme an der Verlosung am Schluß der Versammlung.

lei dadurch erfolgt, daß eine Reihe von Betrieben des Bohlkonzerns unrentabel waren. Sie wurden zwar abgestoßen, aber es liefen für sie kurzfristige Darlehen. Mit kurzfristigen Krediten hatte man auch die Baumkosten finanziert, und als die Bausirma Heinde am 28. Dezember 1929 die Wechsel nicht prolongierte, gingen sie zu Protokoll. Die Miete ist für November nur zum Teil, für Dezember überhaupt noch nicht bezahlt, so daß die Ausstellungs-hallen-G. m. b. H. Räumungsklage angestrengt hat. Um das Einzelstergeschäft nicht zu führen, hatte man die Räume an die Traube-G. m. b. H. unterverpachtet, die die Betriebsüberschüsse den Gourmenia-Gläubigern abliefern. Zwangsvollstreckungen wurden bisher verhindert. Alles in allem besteht ohne die langfristigen Kredite eine Schuldenlast von etwa 4 Millionen Mark. Einen Konkurs, dessen Kosten sich sehr hoch stellen würden, will die Vermittlerin verhindern, um die Fortführung des Betriebes zu sichern. Die zurzeit aussichtsreichsten Verhandlungen werden mit einem Unternehmen geführt, das seinen Sitz außerhalb Berlins hat. Im Falle des Scheiterns wäre eine Betriebsübergabe der Gläubiger durch einen Verkauf mit 30 Proz. zu erwarten. Um einen Konkurs zu vermeiden, wählte man einen Gläubigerausschuß, der die Lage weiter prüfen und auch eventuell die Frage einer Haftbarmachung der Bausirma wegen Ueberführung der Bausite und der Bauskosten unter-suchen soll. Es kommen 600 Gläubiger in Frage.

Die Vergnügungssteuer der Kaffeehäuser.

Bei der Erörterung des Zusammenbruchs mehrerer Vergnügungsbetriebe hat ein Teil der Presse berichtet, daß die Krise im Vergnügungsgewerbe im wesentlichen auf die hohe Verschuldung bei der Durchführung von Umbauten und Neubauten und die plötzliche Kündigung dieser Forderungen zurückzuführen ist.

Obwohl dem Bericht der Kaffeehausbesitzer, der Fachorganisation dieser Betriebe, die wahren Ursachen der Zusammenbrüche bekannt sind, wird von dem Bericht behauptet, daß die Vergnügungssteuer für die Krise verantwortlich zu machen sei. Diese Darstellung ist um so ungerechtfertigter, als gerade das Kaffeehausgewerbe im Rahmen der Vergnügungssteuerordnung eine nach-sichtige Behandlung erfährt. Die Vergnügungssteuer für musikalische Darbietungen beträgt 3 Pf. für jeden Gast, nur wenn Tanz stattfindet, erhöht sich die Steuer auf 15 Pf.

Die Lohnsteuerrückstellung.

Anträge müssen bis zum 31. März 1930 eingereicht werden!

Mit jedem neuen Kalenderjahr werden die Anträge auf Lohnsteuerrückstellung für das verfließene Jahr fällig. Wann ist nun die Voraussetzung für die Gewährung einer Lohnsteuerrückstellung gegeben?

Es ist bereits unter den Arbeitnehmern allgemein bekannt, daß die Voraussetzung für die Lohnsteuerrückstellung gegeben ist, wenn Verdienstausfall durch Arbeitslosigkeit, Kurzarbeit, Streik, Aussperrung, Krankheit im letzten Kalenderjahr für den Arbeitnehmer eingetreten ist. Weniger oder kaum bekannt ist jedoch, daß der Arbeitnehmer auch einen Rechtsanspruch auf Lohnsteuerrückstellung besitzt, wenn, außer in den oben angeführten Fällen, der Arbeitnehmer durch besondere wirtschaftliche, d. h. soziale Verhältnisse bedrängt, durch Mehrausgaben belastet wird bzw. wurde.

Wenn der Lohnsteuerverpflichtige eine außergewöhnliche Belastung durch Unterhalt oder Erziehung, einschließlich der Berufsausbildung der Kinder, durch geistliche oder stilsche Verpflichtung zum Unterhalt mittelbarer Angehöriger, auch wenn sie nicht zur Haushaltung des Steuerpflichtigen zählen, durch Verschuldung, Unglücksfälle usw. erfährt, kann um eine nachträgliche Lohnsteuermäßigung nach-gesucht werden. In den letzten Jahren hat sich der Betrag der Lohnsteuerrückstellungen erheblich erhöht. Aber diese Gesamtsätze sind nur dort möglich, wo gleichgelagerte Verhältnisse vorliegen, wie Krankheit, Streik usw. Wird aber um Lohnsteuermäßigung wegen Vorliegen besonderer wirtschaftlicher Verhältnisse beantragt, so ist ein gesondertes, d. h. ein Einzelantrag notwendig. Und zwar ist der Antrag an das zuständige Finanzamt (oder an die Gemeindebehörde) zu stellen. Der Antrag kann schriftlich eingereicht werden; er kann aber auch mündlich auf dem Finanzamt (oder der gemeinlichen Steuer-behörde) zu Protokoll gegeben werden.

Wird vom Lohnsteuerverpflichtigen ein Rückstellungsantrag auf Lohnsteuer gestellt, so ist er eingehend zu begründen. Unter-lagen, aus denen das Bedürfnis für die Rückstellung zu er-siehen ist, sind beizulegen. Dadurch werden Rückfragen vermieden. Die Höhe der Rückstellung bei Vorliegen besonderer wirtschaftlicher Verhältnisse ist an keine festen Beträge gebunden; sie liegt im freien Ermessen des Finanzamts. Gegen absehbare Bescheide des Finanz-amts kann Einspruch, der binnen einem Monat nach Bekannt-gabe der Entscheidung beim Finanzamt einzureichen ist, erhoben werden. Jedem Arbeitnehmer, bei dem besonders wirtschaftliche Verhältnisse vorliegen, ist zu empfehlen, einen Antrag auf nach-trägliche Lohnsteuermäßigung zu stellen.

Der Erstattungsantrag muß bis zum 31. März 1930 gestellt werden, sonst wird er nicht berücksichtigt. Für Anträge wegen Verdienstausfall gibt es vorgezeichnete Formulare, die kostenlos von den Finanzämtern abgegeben werden.

„Was uns keiner nachmacht.“

Von Bismarck stammt das Wort: „Den preussischen Beamten macht uns keiner nach.“ Schnelligkeit und bestmögliche Drauf-gängigkeit gemäß erhaltenem Befehl waren damit gemeint.

In der Armee des kämpfenden Proletariats haben wir diese Worte darüber zu verlieren, daß jedes Lob als Kränkung zurückweist und eine Einschränkung als großer Arbeitstakt immer wieder ablehnt, den hat die Partei. Und das macht uns keiner nach! Das soll, obwohl es für viele Funktionäre der Partei zu-trifft, zu seinem 60. Geburtstag dem Genossen Hermann Schöbau gesagt sein, der nun seit 25 Jahren als Hausoffizier für die Partei über 100 Mitglieder in Friedrichshagen regelmäßig und prompt um ihren Parteibetrag erteilert. Sonntag für Sonntag und jede freie Stunde in der Woche widmet er dieser Arbeit. Die aber ist es, die der Partei ihr Fundament gibt. Mehr als Artikel, mehr als Reden es können, diese Arbeit, mühevoll und undankbar, ergibt den engen Zusammenhalt unserer Organisation, verdrängt uns unsere Erfolge.

Wenn wir deshalb dieser 25jährigen Arbeit an seinem 60. Geburtstag gedenken, wollen wir damit alle die Genossen ehren, die in gleicher Weise wie er der Partei ihr Bestes geben, ohne äußeren Dank zu ernten.

Den Funktionäre, „den macht uns keiner nach.“

Sprecher für proletarische Feiernunden, Ludwigslunda
Donnerstag, den 9. Januar, 19 1/2 Uhr, Seelingshof der Schule, Beime
meisterstraße 16/17.

Typographie und Normung.

Ausstellung des Bildungsverbandes der Buchdrucker.

Die zur Zeit im Alten Kunstgewerbemuseum in der Prinz-Albrecht-Straße veranstaltete Ausstellung „Typographie und Normung“ steht im Mittelpunkt vieler Interessen. Der starke Besuch, den sie schon am Tage der Eröffnung aufzuweisen hatte, ist der Beweis dafür, daß auch Nichtfachleute hingehen und sich an Hand von Gesichts- und Schönheitsfragen im Gegenwartsleben orientieren.

Die Ausstellung ist gewissermaßen ein Berichtsbild von der Tätigkeit des Bildungsverbandes über die Kurse und Lehrgänge, die er im Winterhalbjahr 1930/31, und zwar sind die Resultate gezeigt, die nach einem halbjährlichen Kursus vorliegen. Genosse Dreher, der Vorsitzende des Bildungsverbandes, gab einen kurzen Überblick über den Aufbau der Ausstellung, die die verschiedenen Lehrgänge entwicklungsgemäß behandelt und überall bei den ausgearbeiteten Arbeiten eine sachliche und für den Nichtfachmann verständliche Erklärung mit dem Urteil verbindet, das die Prüfungskommission den Arbeiten zuteilt. So sieht man in einem Anfängerkursus die Verwandlung der seit Jahrhunderten entwickelten und von Künstlerhand geformten Type. In einem Stützertkursus wird dem Typographen die notwendige Gewandtheit aneignen, den Text des Manuskriptes zu einer wirkungsvollen Druckform zu gestalten. Die Verwendung des Holz-, Blei- und Linolschnittes wird in wirklich guten Entwürfen in reicher Auswahl gezeigt, wobei man zu bedenken muß, daß es keine kunstgewerblichen Schüler sind, die diese Entwürfe fertigen, sondern Buchdrucker und Setzer, die in ihren Freizeitstunden unter Anleitung von tüchtigen Fachgenossen ihre Phantasie spielen lassen. Dieses Moment verdient besonders hervorgehoben zu werden; keine Pflicht oder Schule führt die Schüler noch ihrer schweren Tagesarbeit in den Verband, sondern einzig das Streben, sich von erfahrenen Kollegen weiterbilden zu lassen. Die Verbindung der Typographie mit dem Schönbild, sei es als Buchtitel, zu Werbezwecken oder sonstige im Buchdruck, bedingt das. Hier wirkt sich neben der beruflichen Geschäftlichkeit gleichfalls noch das künstlerische Streben aus. Die Photos sind von den Typographen selbst aufgenommen, überall sind Photographierarbeiten entstanden. Künstlerisches Schriftschreiben, Plakaterentwürfe u. a. wird weiter in diesen gelungenen und brauchbaren Arbeiten gezeigt. Im Hinblick auf diese Bildungskurse ist das Ergebnis eines Wettbewerbs ausgestellt, der von ganz Deutschland von Jugend-Verbandsorganen besucht wurde. 840 Entwürfe gingen ein, von denen 40 Einländer die Preise haben, ihre Arbeiten hier vertreten zu sehen. Es handelt sich darum, fünf Druckarten (Briefbogen, Rechnung, Postkarte, Briefumschlag und Geschäftsformulare) in Normformat und Normteilung zu entwerfen. Die Vielseitigkeit der Entwürfe beweist, daß die Normierung der Geschäftsdruckarten reichlich Spielraum für die typographische Ausstattung läßt.

Wintergarten.

Die 16 echten Tillergeris sind rüdenagiert worden und zeigen erneut ihre feine, feine Schönheit. Eine wirkliche Schönheit ist die blonde Yvonne, die mit ihrem Ernst dem Publikum zur Freude modern tanzt. Eine sehr lustige Anwesenheit ist die Automobilproteste von Graham Barton, in der Paul Westmeier mit Lotte Dobischinsky den kleinen hübsigen Serienwagen und seine während Unwiderstlichkeit wirkungsvoll verpackten. Nach den 5 Akten am besten Entree noch jenseits. Doch reden sich die Hülle der begeisterten Zuschauer. Die 7 Akten bleiben hübsch auf der Erde und wohnen hier am Schillerplatz, Wunderdinge. Zwei Bobbs und ein Terrier namens Bobby betätigen sich als brillante Reulensjongleure. Auch der Bobby, der die Karten mit seinem Sammelbuch sehr geschickt löst. Wenn André Renaud auf zwei Füßeln zu gleicher Zeit spielt, und zwar mit ausgezeichneter Routine, so hat seine Ungewöhnlichkeit durchaus ihre Berechtigung. Man steigt auch ins Reich der Kunst nicht mit einem Flügel. Der Uffrenkönig Dims bleibt unbegreiflich wie beim ersten Auftreten. Da begaben sich die Begleiter und Metaphysiker ins Jenseits, aber wie Dims es fertig bekommt, so aus dem Nichts einen ganzen Laden voller richtiger Uhren aller Art hervorzuzaubern, das werden die Herren Geheimwissenschaftler nicht erklären können. Bei dem rauschenden und tanzenden Akten Djsio hört nur eine allerdings nicht in Aktion tretende Peitsche. Kapellmeister Rath gebührt ein besonders freundliches Wort der Anerkennung.

Die Kommunisten demonstrieren auch gestern abend wieder. Auf dem Leipziger Platz versammelten sich etwa 200 Personen. Starke Polizeibewachung war zur Stelle. Beim Aufmarsch kam es erfreulicherweise zu keinerlei ernstlichen Zusammenstößen. Saalbesuchern, die den gewohnten Verkauf nahmen, schlossen sich an.

Im Bett erstickt. Eine schreckliche Entdeckung mußte gestern die Frau des Ingenieurs Grimme in der Bredowstraße 16/17 in Königs machen. Als die Mutter nach ihrem einjährigen Kindchen sehen wollte, fand sie es in seinem Bettchen leblos an. Obgleich sofort ein Arzt herbeigeholt wurde, war seine Rettung nicht möglich. Das Kleine hatte sich während des Schlafes bloßgelampt; dabei war das Deckbett so unglücklich veranlagt, daß das Kind hilflos erstickte.

Gesundheit dem Volk!

Das Dresdener Hygiene-Museum nähert sich der Vollendung.

Man erinnert sich der großen Dresdener Internationalen Hygieneausstellung des Jahres 1911, die durch den Dresdener Oberbürgermeister Dingner erstellt und im wesentlichen finanziert, die Hauptstadt Sachsens mit einem Schloß in den Vordergrund des modernsten Ausstellungswesens brachte. Dresden bot aber auch einen selten günstigen Boden für eine dem Gesundheitswesen gewidmete Ausstellung. Das berühmte Sanatorium von Dr. Bahmann zog aus ganz Deutschland und dem Ausland die Kranken an sich. Bahmann war es, der damals den Grund zu der modernen wissenschaftlichen Diätetik legte. Andere ansehnliche Sanatorien machten Dresden weiter bekannt. Das ganze moderne Licht- und Luftbadewesen als ein Teil der Lehr- und Unterrichtsanstalt verstreuten Naturheilkunde, der sich auch Bahmann bediente, nahm in Sachsen seinen Ausgang. Wie denn auch die proletarische Volksgesundheitsbewegung heute noch in Sachsen ihre stärksten Stütze hat. Der großartige Erfolg, den Dresden und ganz Sachsen mit der Ausstellung von 1911 hatten — die Ausstellung wurde von 5 1/2 Millionen Menschen besucht —, betätigten Dingner in seinem Wunsch, ein Hygienemuseum zu errichten, das nicht ein Museum im üblichen Sinne sein sollte, sondern ein Volksbildungsinstitut, eine Akademie, in der jedermann durch Anschauung Kenntnisse erwerben kann, die ihm zu einer vernünftigen und gesundheitsfördernden Lebensführung befähigen. Dingner war — eine Seltenheit unter den deutschen Kapitalisten — großzügig genug, sein gesamtes Vermögen einer zu errichtenden Dingner-Stiftung zu übereignen, die seinen Gedanken, die Errichtung eines Hygienemuseums, verwirklichen sollte. Zu diesem Zweck blieben die wesentlichsten Ausstellungsräume des Jahres 1911 belassen. Krieg und Inflation vernichteten nahezu das gesamte Stiftungskapital. Zunächst trat der Gedanke der Schaffung des Hygienemuseums in den Hintergrund und man schuf in dem Jahr 1922 in Dresden die Jahresschau deutscher Arbeit, die alljährlich ein bestimmtes Gebiet des deutschen Gewerbes in Höchstleistungen in Arbeitssphäre, Form und Stoff vorführt. Inzwischen wurde der Gedanke des Museums weiter gefördert. Als es dann soweit war, stellte die Stadt Dresden vor dem berühmten Großen Garten, dem Dresdener Tiergarten, einen herrlichen Platz zur Verfügung und außerdem 1 Million Mark dar. Sachsen und das Reich brachten 2 Millionen Mark Beihilfen auf. Weitere 2 Millionen wählte das Museum durch Sammlungen, Stiftungen und Vorarbeiten aufzubringen, und so konnte das Museum endlich nach den Plänen des Architekten Professor Dr. Kreis errichtet werden. Am 16. Mai d. J. wurde es der Öffentlichkeit übergeben und zugleich die auf einem gewaltigen Areal von 400 000 Quadratmeter errichtete Internationale Hygieneausstellung 1930 in Dresden eröffnet. Was man bisher, gefördert durch die Kunst der Witterung, sehen, wurde in diesen Tagen der deutschen und ausländischen Presse gezeigt.

Das Deutsche Hygiene-Museum, der Bauschraum Dingners, ist jetzt Wirklichkeit. Es steht äußerlich vollkommen fertig da und harret nur noch der inneren Einrichtung, die gleichfalls bis zum Mai d. J., dem Tag der Eröffnung der Ausstellung, erfolgt sein wird. Der Bau weist die moderne, strenge Linienführung auf, die auf jedes Ornament verzichtet. Einem imposanten würfelförmigen Hauptbau, der genau in der Höhe der Hauptallee des Dresdener Großen Gartens steht, sind rechts und links niedrige Vorbauten vorgelagert, die die Räume für die Verwaltung, für die wissenschaftliche Leitung, die Hygiene-Akademie und die wichtigen Lehrmittelmitteln enthalten. Auf der Rückseite wird der Hauptbau von einem U-förmigen Bau umschloß, der die eigentlichen Ausstellungsräume enthält. Eine gewaltige Halle im Hauptbau geteilt zu dem Kernstück des Museums, der Schaufformung „Der Mensch“, die in ihren Anfängen bereits in der Ausstellung 1911 gezeigt wurde und sämtliche Gebiete der Hygiene umfassen wird. Der Museumsbau weist rund 6000 Quadratmeter Ausstellungsfäche auf, davon 1000 Quadratmeter für wechselnde Ausstellungen. Der Wert dieses Museums wird darin liegen, daß es sich in leicht schlichter und fesselnder Weise auch an den einfachsten Menschen wenden wird. Farbige Wandtafeln und Statisten, plastische Modelle in großer Zahl, farbige Abbildungen (Diaphanien) usw., die sämtlich in eigenen Werkstätten hergestellt werden, werden versuchen, das Interesse zu wecken.

Der Besichtigung voraus ging ein Vortrag des geschäftsführenden Direktors des Deutschen Hygiene-Museums, Regierungsrat Dr. med. Seiring, der in fesselnder Weise einen Überblick auf das Werden des großartigen Werkes gab. Er sagte u. a.: „Die Lebensbedingungen und die Lebensgewohnheiten der Menschen haben sich im letzten Jahrhundert ganz allmählich, aber ständig, und zwar meist ganz unwillkürlich der Gesundheit verschoben. Das atemlose Jagen nach Besitz, nach Arbeit und nach Streben, der fröhliche Wettbewerb auf allen Gebieten bedingen Kraftanstrengungen, wie sie in früheren Jahrhunderten ganz und gar unbekannt waren. Durch unsere großartigen technischen Erfindungen, auf die wir mit Recht so stolz sind, durch unsere grandiosen Verkehrsmöglichkeiten ist der Kreis der Menschen, die im Daseinskampf stehen, ein so ungeheurer geworden, daß der einzelne sich nur mit Aufopferung aller seiner Kräfte behaupten kann. Dazu kommen unsere modernen Reizmittel und Lebensgifte, das bis zur Sonnenhelle vervollkommnete künstliche Licht, das viele Menschen veranlaßt, einen Teil der Nacht zum Tage und einen Teil des Tages zur Nacht zu machen, das Leben und Arbeiten in geschlossenen Räumen von Jugend auf, als Kind in der Schule, als Erwachsener in den Büros und Arbeitsstätten. Alle diese Schädlichkeiten können auf die Dauer nicht ohne Einfluß auf den Gesundheitszustand der Menschheit bleiben. Wenn sich auch die schädlichen Einflüsse unserer modernen Lebensweise nur ganz langsam bemerkbar machen, so kann doch einmal der Zeitpunkt kommen, wo das Gesundheitsverderben unserer Vorfahren aufgeschrien ist. Dagegen müssen wir uns bewahren. Unsere Waffen und unsere Wehrmittel liegen im Menschen selbst, liegen in seiner Vernunft. Wir müssen die Schädlichkeiten, die die Gesamtentwicklung der modernen Zeit mit sich gebracht hat, durch eine vernünftige, gemäße Lebensweise auszugleichen suchen.“

Kann man diesen und anderen vernünftigen Ausführungen Regierungsrat Seirings durchaus zustimmen, so muß man ein andermal protestieren. Der Redner meinte, daß Deutschland keine reichen Persönlichkeiten habe, die wie in England und Amerika durch private Stiftungen ein derartiges Unternehmen fördern können. Das stimmt nicht ganz. Wir haben in Deutschland immer noch reiche Leute genug, die, wenn sie wollten, derartige, dem Gemeinwohl dienende Unternehmungen sehr wohl fördern könnten. Man sollte nur ihr soziales Gewissen wahrheitsgemäß, sympathisch berühren es auch, daß ein weiterer Redner, der Direktor der Jahreschau deutscher Arbeit, Straßhaußen, erklärte, daß die kommende Ausstellung nicht so sehr einen Dienst an Stadt und Land, sondern einen Dienst an Menschen leisten wolle.

Ein deutschamerikanischer Journalist aber war es, der in wenigen schlichten Worten das in dem Werk verborgene Problem hervorholte. Er sagte: Wir sehen, wie der Mensch darüber beklagt wird wie er gesunde Nachkommenschaft züchtet und sie gesund heranzieht. Aber es ist unerträglich zu denken, daß diese gesunden, schönen Menschen dann plötzlich in einem Krieg auf einander losstürzen sollen, um sich zu zerschlagen. Ein neuer Krieg würde diese ganze großartige Kulturarbeit mit einem Schlag wieder zunichte machen. Deshalb muß es Aufgabe der Völker sein, Zukunftsrisiko zu verhindern. Wohl fanden diese vorzüglichen Worte verdienten Beifall, aber es war bezeichnend, daß sich keineswegs alle deutschen Journalistenhande regten, um dem Redner Beifall zu spenden. In der Tat: Die Arbeit des Hygiene-Museums und der Hygieneausstellung kann nur dem Aufbau und der Erhaltung des Lebens dienen. Der Sommer 1930 wird alle an diesem großen Ziel Arbeitenden in Dresden sehen.

Funkwinkel.

Sin und wieder sinnt auch heute noch in Konzerten ein Tenor, der über die Technik der Koloratur und der Kantilene verfügt, die große Arie des Adonios aus Mozarts gleichnamiger Oper und überreicht damit die Küstentarte seines Rannens. Das Werk selbst ist seit langem, trotz vieler Schönheiten, vom Spielplan verschwunden, genau so wie alle anderen aus der Zeit der heroischen Oper im 18. Jahrhundert. Mozarts „Don Juan“ und der „Figaro“ überschatteten den „Adonios“, und ein Publikum, das durch die Schule des Musikdramas gegangen ist, wird weniger von einer Kunst gefesselt, die alles mit spiterischen Arabesken umkleidet. Doch im Sterben findet der Held Gelegenheit, laubere Koloraturen zu singen. Die heroische Oper war eben echtes Kololo und die Zeit steht unserm Empfinden fern. Aber schon im „Adonios“ ist Mozart mehr als bloßer Auswender seiner Zeit. Die Oper wirkt stellenweise wie eine Aufwindung der späteren großen Werke; sie ist überreich an Notizen, und darum erweckt die Ausführung im Berliner Rundfunk mehr als musikalischeres Interesse, vor allem, da sie unter der musikalischen Leitung Bruno Walters steht. Gleich die Ouvertüre wird in dieser Interpretation zu einem Erlebnis. Das Orchester entwickelt beständig die Klänge, besonders in den hohen Streichern. Verlassen zeigt sich als eine Kostbarkeit, die zu Unrecht jahrelang vergessenen lag. Ausgezeichnet sind die Leistungen der Sängerinnen Berta Florina, Emma Bettendorfer und des Tenors Joseph Schmidt, dessen Stimme immer mehr an helleschen Charakter gewinnt. Entschieden für die Wirkung bleibt aber der Gesamteindruck, das Zusammenwirken aller Kräfte zu einer großen künstlerischen Einheit, und dies wird unter Bruno Walters erreicht. Der Rundfunk erfüllt mit dieser Sendung seine Aufgabe, wertvolle Werke, die aus irdentwischen Gründen aus dem Repertoire der Theater verschwunden sind, der Vergessenheit zu entreißen.

F. Sch.

Und weiter gibt Ihnen

Gadiels

Inventur-Ausverkauf

die Möglichkeit, durch die ungeheure Preissenkung seiner Qualitätswaren

Käufe ohne Gleichen

zu tätigen.

Beachten Sie die heutigen Angebote als Beispiele der unermesslichen Auswahl unserer Läger.

Beginn 2. Januar 1930.

<p style="font-size: x-small;">Ein großer Posten elegant. Frühjahrs-Kostüme aus vorzüglichsten Stoffen, teilweise auf Crêpe de Chine-Futter</p> <p style="font-size: 2em; font-weight: bold; text-align: center;">20.-29.-</p> <p style="font-size: 2em; font-weight: bold; text-align: center;">39.-</p> <p style="font-size: x-small;">direktliebig (Borch. Jacken, Broches)</p>	<p style="font-size: x-small;">Ein Rieseposten wasserfesten leichten Vollekleider mit kurzen oder langen Ärmeln, auch in großen Größen vorräthig, in drei Sorten</p> <p style="font-size: 2em; font-weight: bold; text-align: center;">3: 7: 10.-</p>	<p style="font-size: x-small;">Ein Rieseposten blauer Trench-Coat-Mäntel ganz auf Futter</p> <p style="font-size: 2em; font-weight: bold; text-align: center;">15.-</p>	<p style="font-size: x-small;">Ein großer Posten Herren-Ulster, englischer Art und Herren-Raglans aus feinen imprägnierten Stoffen</p> <p style="font-size: 2em; font-weight: bold; text-align: center;">49.-</p>
<p style="font-size: x-small;">Ein großer Posten elegant. Frühjahrs-Kostüme aus vorzüglichsten Stoffen, teilweise auf Crêpe de Chine-Futter</p> <p style="font-size: 2em; font-weight: bold; text-align: center;">20.-29.-</p> <p style="font-size: 2em; font-weight: bold; text-align: center;">39.-</p> <p style="font-size: x-small;">direktliebig (Borch. Jacken, Broches)</p>	<p style="font-size: x-small;">Ein Rieseposten wasserfesten leichten Vollekleider mit kurzen oder langen Ärmeln, auch in großen Größen vorräthig, in drei Sorten</p> <p style="font-size: 2em; font-weight: bold; text-align: center;">3: 7: 10.-</p>	<p style="font-size: x-small;">Ein Rieseposten blauer Trench-Coat-Mäntel ganz auf Futter</p> <p style="font-size: 2em; font-weight: bold; text-align: center;">15.-</p>	<p style="font-size: x-small;">Ein großer Posten Herren-Ulster, englischer Art und Herren-Raglans aus feinen imprägnierten Stoffen</p> <p style="font-size: 2em; font-weight: bold; text-align: center;">49.-</p>
<p style="font-size: x-small;">Ein großer Posten elegant. Frühjahrs-Kostüme aus vorzüglichsten Stoffen, teilweise auf Crêpe de Chine-Futter</p> <p style="font-size: 2em; font-weight: bold; text-align: center;">20.-29.-</p> <p style="font-size: 2em; font-weight: bold; text-align: center;">39.-</p> <p style="font-size: x-small;">direktliebig (Borch. Jacken, Broches)</p>	<p style="font-size: x-small;">Ein Rieseposten wasserfesten leichten Vollekleider mit kurzen oder langen Ärmeln, auch in großen Größen vorräthig, in drei Sorten</p> <p style="font-size: 2em; font-weight: bold; text-align: center;">3: 7: 10.-</p>	<p style="font-size: x-small;">Ein Rieseposten blauer Trench-Coat-Mäntel ganz auf Futter</p> <p style="font-size: 2em; font-weight: bold; text-align: center;">15.-</p>	<p style="font-size: x-small;">Ein großer Posten Herren-Ulster, englischer Art und Herren-Raglans aus feinen imprägnierten Stoffen</p> <p style="font-size: 2em; font-weight: bold; text-align: center;">49.-</p>

KÖNIG-STR. 22-26

Das Haus für grosse Welten

Lerne flagen ohne zu leiden.

Gutsbesitzer von Richtighofen als Steuerberater.

Von unternichteter Seite wird uns geschrieben:
Auf Verlangen des Steueraususses des Reichstages hat die Regierung eine Denkschrift über die Einheitsbewertung des landwirtschaftlichen Vermögens dem Reichstage unterbreitet. (Siehe Drucksache Nr. 1308. Die Denkschrift war verlangt worden, weil die Agrarvertreter im Reichstage immer behaupten, daß der Einheitswert zu hoch bemessen sei. Obwohl sich aus dieser Denkschrift das genaue Gegenteil ergibt, führt sich der Reichstagsabgeordnete von Richtighofen-Boguslawitz in Schlesien (Dr. B.) berufen, weiter in dieses Horn zu stoßen. In der „Deutschen Tageszeitung“ vom 24. Dezember 1929, Nr. 608 begründete er seine Forderungen. Er sagt unter anderem:

„Das erste Wirtschaftsjahr 1924/25 nach der Stabilisierung hatte für einen großen Teil der landwirtschaftlichen Betriebe mit Verlust abgeschlossen. Danach hätten die Werte sehr niedrig oder mit Null bewertet werden müssen.“

Wir wollen Verhältnisse aus dem Großbetrieb des Herrn von Richtighofen selbst schildern. Der „Berlust“ in diesem Betriebe besteht darin, daß im Wirtschaftsjahr 1924/25 646 000 M. Einnahmen 570 000 M. Ausgaben, die Realsteuern schon eingerechnet, gegenüberstehen. Von letzteren Ausgaben sind allein verbucht für Gebäude 32 000 M., für Maschinen und Geräte 40 000 M. und für elektrische Anlagen 5000 M.; mithin sind allein 13 Prozent der Ausgaben als Anlagekapital verwertet für mehrere Jahre.

In den drei Wirtschaftsjahren, vom 1. Juli 1924 bis 31. Juni 1927 betrug der Einnahmehüberschuß 235 000 Mark.

In diesem Betriebe wurde auch die Inflationszeit sehr vorteilhaft ausgenutzt. In den Jahren 1919 und 1920 wurden zwei 80pferdige Traggpflüge und ein 50pferdiger Dampftraktor mit vier Anhängewagen angeschafft, ferner im Jahre 1921 ein Dampftraktor. In der Inflationszeit wurde erbaut eine große Trocknungsanstalt, in der man, um ein Beispiel für die Leistung zu nennen, 80 Zentner Kartoffeln auf einmal trocken kann. Es wurde eine Reparaturwerkstätte gebaut und ebenso eine Saatreinigungsanstalt. Aber auch 10 Arbeiterwohnungen wurden neu gebaut, andere Gebäude zu Arbeiterwohnungen ausgebaut, wodurch 26 Familienwohnungen neu gewonnen wurden. Den Goldwert dieser Kapitalanlage in der Inflationszeit wollen wir nur mit 200 000 Goldmark berechnen.

Aber auch in der Zeit nach der Stabilisierung war von Richtighofen weiter sehr vorteilhaft für seinen Betrieb tätig. Es mag eine Stelle eines Berichts über das Gut wörtlich folgen:

„Bald nach der Währungsstabilisierung wurden Dauerversuche mit verschiedenen Rotortypen durchgeführt. Die weitere Einstellung von Motortypen hatte eine Verdrängung von Jagtieren zur Folge, indem von nun an die Anzahl der Dachsen dauernd vermindert wurde. Im Jahre 1927 konnte nach dem Erwerb von insgesamt 5 Großwildhunden das Gut auf Rotoren umgestellt werden.“

Dadurch wurde die Zahl der Jagdhunden von 81 auf 18 vermindert. Das bedeutet, wie genau nachgewiesen wird, eine Betriebskostensenkung von 13 000 M. jährlich. Die baren Lohnkosten sind von 190 000 M. im Wirtschaftsjahr 1924/25 auf 200 000 M. im Jahre 1926/27 gestiegen. Mithin ist diese überaus geringe Lohnsteigerung von 10 000 M. mehr als ausgeglichen durch die eine Teilrationalisierung des Betriebes.

Dazu kommt noch eine andere Erwerbung. Während der Inflation hat von Richtighofen das 225 Hektar große Gut Dürrjentsch käuflich in einem Erbfall übernommen und hat dadurch seinen Großbetrieb auf rund 800 Hektar abgerundet. Für das Gut Dürrjentsch wurden im Jahre 1920 3,5 Millionen Papiermark bezahlt. Als Restkaufgeld wurde diese Summe aufgemerzt zu 350 000 Goldmark. Darüber wurde genug gesammelt. Bezeichnend ist, daß

diese 350 000 M. Aufwertung gegenübergestellt werden dem Einheitswert des Gutes Dürrjentsch, der auch nur 494 600 M. beträgt. Das ist so die beliebte Art der Agrarier, die Belastung der Landwirtschaft zu zeigen.

Nun beachte man folgendes. Der Feuerfassenwert allein der Gebäude des Gutes Dürrjentsch beträgt 507 000 M., die gleiche Wertbemessung bei Maschinen und Geräten 97 000 M., Vieh, Vorräte usw. sind mit weiteren 231 000 M. versichert. Zusammen ist das Gut Dürrjentsch mit 835 000 M. gegen Feuer versichert. Man muß dazu aber noch den Wert des Landes rechnen. Es handelt sich um sehr guten Boden, denn 30 Prozent werden mit Zuckerrüben und 20 Prozent mit Weizen bestellt. Trotzdem wollen wir den Wert des Grund und Bodens nur mit 1200 M. pro Hektar veranschlagen. Dieser geschätzte Wert des Landes, ferner nur der Feuerfassenwert der Gebäude und des toten Inventars zusammengerechnet, ergibt 874 000 M. Wert dieses Gutes. In Wirklichkeit ist dieses Gut Dürrjentsch über eine Million wert.

Daraus ergibt sich, daß der Einheitswert dieses Gutes weniger als die Hälfte des tatsächlichen Wertes beträgt.

Für das von Richtighofen G. Gesamtgut mit seinen 800 Hektar gilt folgendes: Die gegen Feuer versicherten Werte (Gebäude, totes Inventar, Vieh, Wirtschaftsvorräte, Ernterzeugnisse und Sonstiges, zusammen) betragen nach Angabe von Richtighofen im Wirtschaftsjahr 1926/27 3 300 520 M. Dazu kommt noch der Wert des Grund und Bodens, der fast überall erstklassig ist, den wir wieder nur mit 960 000 M. berechnen. Das sind zusammen 4 260 520 Mark. Dagegen ist der Einheitswert nur auf 2 060 800 Mark bemessen.

Herr von Richtighofen behauptet in dem Artikel allgemein gesprochen weiter, die Beworungen, d. h. der Einheitswert — hätte nur ein wenig unter den in der betreffenden Gegend erzielten Verkaufspreisen gelegen. Das ist ein starkes Stück. In der genannten Denkschrift werden für ganz Deutschland die Verkaufspreise von 10 267 Gütern im Jahre 1928 geschildert. Gemessen an dem Verkaufswert betrug der Einheitswert nur 62 Prozent bei dieser immerhin beachtlichen Anzahl von Gütern. Allein aus dem Finanzamtbezirk Breslau wird über 1255 Verkäufe berichtet. Gemessen an dem Verkaufswert betrug auch im Bezirk Breslau der Einheitswert nur 62 Prozent. Dabei sagt von Richtighofen noch, beste Grundstücke in bester Verkehrslage seien wohl im Jahre 1925 einpermahen verkauft worden. Das ist so eins der berühmten Manöver, um in der Dessenlichkeit etwas zu behaupten auf der Grundlage falscher Vergleiche. In der Denkschrift handelt es sich nicht um Verkäufe aus dem Jahre 1925, sondern aus dem Jahre 1928. Das mühte von Richtighofen auch bekannt sein, denn er beruft sich ja auf diese Denkschrift.

Auf weitere allgemeine Behauptungen, die man ja von Herrn von Richtighofen gewohnt ist, wollen wir nicht näher eingehen. Jedenfalls dürfte durch die Schilderung der Verhältnisse des Gutes des Herrn von Richtighofen selbst bewiesen sein, daß auch dieser Mann zu den „notleidenden Agrariern“ gehört.

Das Reichsfinanzministerium hat auf Grund der Darstellung über die Bemessung des Einheitswertes es mit Recht abgelehnt, für eine weitere Herabsetzung der Einheitswerte einzutreten. Leider hat das Reichsfinanzministerium, trotz des für die Landwirte günstigen Ergebnisses, sich dazu verhalten lassen, in Einzelfällen Billigkeitsmaßnahmen bei der Steuerbemessung zu empfehlen. Wenig genug ist es ohnehin schon, was von den Landwirten an Steuern bezahlt wird. Aus allen diesen Gründen muß die breite Masse des Volkes dagegen protestieren, daß die Landwirte noch mehr geschont werden, besonders, wenn mit derartig bedenklichen Beweisen dies gefordert wird.

Bergeffene Gewinne.

In der Engelhardt-Brauerei.

In der Generalversammlung des Engelhardt-Konzerns, der auf einen erhöhten Bierabsatz 13 Prozent Dividende verteilt, gab es eine Debatte wegen vergebener Gewinne. Die Dinge liegen so, daß dem Konzern ein Grundstück am Berliner Ikeganderplatz gehört, das noch mit rund 450 000 Mark zu Buche steht. Um dieses Grundstück bewarben sich ein Barenhauskonzern und die Stadt Berlin mit 10 Millionen Mark. Nach der Behauptung der Opponenten in der Generalversammlung bei Engelhardt sollen bei dem Verkauf an Mitglieder der Verwaltung Provisionen gezahlt worden sein, was aber durch Kommerzialrat Bodenheimer ganz energisch bestritten wurde. Die Opponenten fragten weiter, weshalb der Konzern in seiner ersten Bilanz den Grundstücksgewinn nicht aufgeführt habe.

Nachdem der Leiter des Konzerns, Generaldirektor Racher, zunächst jegliche Auskunft verweigerte, ergab sich aus Rede und Gegenrede ungefähr folgendes: Das in Frage kommende Grundstück gehörte einer Tochtergesellschaft des Engelhardt-Konzerns, der Hotelgesellschaft Ikeganderplatz G. m. & H. Das Kapital war einstmals ganz in Händen des Konzerns. Dann wurden Kapitalerhöhungen vorgenommen, und zwar so, daß schließlich die Mehrheit des Kapitals in Händen des Leiters des Konzerns, des Generaldirektors Racher, war. Hinsichtlich des Grundstückserkaufs wurde erklärt, daß man die Gewinne in der nächsten Bilanz aufzuführen würde. Hoffen wir also das Beste.

Kreditverbilligung in Sicht.

Geld immer billiger.

Zusammen mit den Menschen findet auch das Geld in Deutschland immer weniger Arbeit. In zwei Tagen ist der Leihzins mit dem große Banken und andere Großfirmen untereinander Geld borgen, um ein Viertel Prozent auf 6½ Prozent gesunken. Das ist fast ½ Prozent unter dem Reichsbankdiskont von 7 Prozent. Sogenanntes Monatsgeld, das als Unterlage für mittelfristigen Kredit dient, ist bereits unter 8 Prozent zu haben, also billiger als Leihgeld der Reichsbank, das gegen Wertpapierpfänder ausgeliehen wird. So wird die Möglichkeit der Kreditverbilligung, die auch für die Wirtschaft einen Auftrieb bringen kann, immer deutlicher. Die Reichsbank scheint freilich mit einer Distanzierung ungeduldigsterweise noch weiter warten zu wollen. Herr Schacht will erst noch einmal in den Haag reisen.

Notleidende private Auslandsanleihen.

Gegen öffentliche Auslandsanleihen wird vom Privatkapital mit aller Rücksichtslosigkeit angegriffen. Wie sieht es bei den privaten Auslandsanleihen aus, für die keine Kontrolle besteht?

Dafür geben wir kürzlich ein Beispiel. Die Henl-Beringer Farbenfabriken A.-G., Berlin, war unfähig, die fälligen Tilgungsraten auf eine holländische Guldenanleihe zu zahlen. Bisher hat sich noch niemand gemeldet, der ähnliches bei einer öffentlichen Auslandsanleihe beobachtet hätte. Dert zeigt eine Erklärung, wie der holländische Kapitalmarkt, der für Deutschland sehr wichtig ist, auf dieses Fiasko einer privaten Anleihe reagiert. In 2 Monaten ist der Kurs der Henl-Beringer-Obligationen von 93 auf 75 Prozent gesunken. Die Obligationenbesitzer haben also einen Verlust von 18 Prozent erlitten.

So schädigen private, nicht öffentliche Anleihen den deutschen Kredit im Ausland.

Genossenschaftspleite in der Prignitz.

Die Landwirtschaftliche Vereinsbank der Prignitz hat sehr schwere Verluste erlitten, deren Ursachen im einzelnen noch nicht bekannt sind. 550 000 Mark Verlusten stehen Geschäftsanteile und Reserven von 362 000 Mark gegenüber. Kapital und Reserven sind also verloren; darüber hinaus offenbar ein Teil der Einlagen. Dennoch soll nicht liquidiert werden. Ein Antrag des Aufsichtsrates fordert, daß der Genossenschaftsanteil von 1000 auf 2000 Mark erhöht werde. Ob sich das die Mitglieder gefallen lassen, wird die Generalversammlung im Februar zeigen. Untersuchungen gegen die Vorstandsmitglieder sind im Gange.

Opel arbeitet wieder.

Die Adam Opel A.-G., Rüsselsheim, teilt mit, daß sie jetzt mit einer Belegschaft von 7000 Arbeitern fünf Tage in der Woche arbeitet. Bekanntlich war das Werk wegen Inventur- und Umstellungsarbeiten vorübergehend stillgelegt worden.

Die Konzentration in der Montanindustrie. Die Zusammenfassungen in der rheinisch-westfälischen Stahlindustrie, die mit dem Neuaufbau der Eisenwerke eingeleitet haben, gehen weitere Kreise. Jetzt wird bekannt, daß der Rheinmetallkonzern, die Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik A.-G. in Düsseldorf, ihr Röhrenwerk an den Mannesmann-Konzern zu einem Preise von 8 bis 9 Millionen abgetreten hat. Das Unternehmen betrieb das Röhrenwerk seit 1890. Die Rheinmetallgruppe, die Herstellerin ist, will sich damit offenbar ausschließlich auf die Lieferungen an das Bohrmittelwerk beschränken. Großaktionäre bei dem Konzern sind das Deutsche Reich mit 50 Proz., die Friedrich-Crupp-A.-G. mit 25 Proz. des Aktienkapitals.

„Gefährdete Auslandsanleihen.“ — Eine Erklärung. Die Rheinisch-Westfälische Mineralwässer A.-G., Düsseldorf, protestiert dagegen, daß wir die von ihr mit besonderen Opfern bezahlte Hinausziehung der Anleihepflicht in Holland mit unter der Ueberschrift „Gefährdete Auslandsanleihen“ gebracht haben. Die hinausgehobene Tilgungspflicht erparde die Inanspruchnahme neuer Mittel für den Ausbau der Werke. Wir stellen dies wunschgemäß fest. Wir glauben dennoch, daß die zusätzlich gebrachten Opfer den deutschen Kredit im Ausland nicht unbedingt erhöhen müssen.

Haus-Inspektoren für landwirtschaftliche Verflechtungen. Wie der Amliche Preussische Brieftaubendienst der Antwort des Reichstages Landtagsabgeordneter entnimmt, sind seit dem 1. Oktober a. J. aus den Haushalten die Inspektoren für Volkswohlfahrt zwecks Förderung der Reubauwirtschaft auf dem Gebiet des Wohnungswesens zur Förderung der landwirtschaftlichen Reubauung weitere 10 Millionen Mark bereitgestellt worden.

Zimmer weniger Arbeit!

Zur Jahreswende 1,77 Millionen versicherte Arbeitslose.

Der auf dem Arbeitsmarkt lastende schwere Druck hat sich trotz der bisher günstigen Witterung um die Jahreswende nicht abgeschwächt. Nach den bei der Reichsanstalt eingegangenen Meldungen belief sich zu Beginn des neuen Jahres die Zahl der Hauptunterstützungsempfänger auf 1,77 Millionen Personen. Rechnet man hierzu die große Zahl der Ausgesteuerten, der von der städtischen Wohlfahrt unterstützten Arbeitslosen, sowie die von der Statistik nicht erfaßten Beschäftigungslosen, so gelangt man zu der erschreckenden Arbeitslosenzahl von annähernd 2½ Millionen Menschen.

In den Monaten November und Dezember war 1929 ein Zuwachs von 880 000, 1928 von 1 030 000 und im Jahre 1927 von 850 000 Personen festzustellen. Der Zuwachs an Arbeitslosen war also in den von der Saison besonders beeinflussten Monaten November und Dezember 1929 nur wenig höher als 1927 und erheblich geringer als 1928, wo sich bereits Frosteinflüsse stark auswirkten. Die Rekordhöhe der Arbeitslosigkeit Ende 1929 gegenüber den beiden Vorjahren rührt wiederum daher, daß 1929 der Tiefpunkt der Arbeitslosigkeit bereits Mitte August mit rund 870 000 Unterstützungsempfängern erreicht wurde, während der Tiefpunkt von 1928 bei einer Zahl von 690 000 und 1927 sogar bei 550 000 Unterstützten lag.

Es wäre durchaus denkbar gewesen, daß die selten günstige Witterung im Dezember eine relative Entlastung, besonders durch Reueinstellung bereits entlassener Bauarbeiter, mindestens für den Tiefbau mit sich gebracht hätte. Diese natürliche Entwicklung ist aber durch die schwierige Lage der öffentlichen Finanzen und die Ansehlosigkeit Schachts abgestoppt worden. Durch die Abspernung der ausländischen Kapitalzufuhr nach Deutschland sind Länder, Gemeinden und öffentliche Werke nicht mehr in der Lage, Arbeit zu vergeben. Diese Politik wirkt sich in der jetzt noch unter Sparherrschaft stehenden Reichshauptstadt ganz besonders verhängnisvoll aus, da hier bereits Ende Dezember die Arbeitslosigkeit den Rekordstand von Ende Februar 1929 (nach einer achtwöchigen Kälteeiße), überschritten hat.

Auch in England schwere Arbeitskrise.

In England hat die Zahl der Arbeitslosen, die seit etwa acht Jahren niemals unter eine Million versicherter Arbeitsloser

gesenkt werden konnte, in den letzten beiden Dezemberwochen gleichfalls katastrophal zugenommen. Sie ist um rund 207 000 auf 1,51 Millionen versicherungsmäßiger Unterstätzte angewachsen. Da Großbritannien nur eine Bevölkerung von 43 gegen 62 Millionen Einwohner in Deutschland hat, entsprechen die 1,5 Millionen in England einer Arbeitslosenzahl von fast 2,25 Millionen in Deutschland.

Die Gesamtzahl der Beschäftigungslosen wird von englischen Volkswirtschaftlern auf fast drei Millionen geschätzt, da durch die chronische Arbeitslosigkeit im Bergbau und den Textilzentren die Zahl der auf Wohlfahrtsunterstützung angewiesenen Erwerbslosen sich weit höher stellt als in Deutschland.

Stingl und Sohn.

Die Reichspost dementiert weiter.

Die „Frankfurter Zeitung“ hat sich mit dem Dementi der Reichspost zur Affäre Stingl und seines Sohnes nicht zufrieden gegeben und Zahlen statt allgemeine Redensarten verlangt. Jetzt hört man von der Reichspost auch Zahlen, die ein Zeugnis für die Generosität sind, mit der der pensionierte Minister der Bayerischen Volkspartei bedacht wurde. Der Ankauf der Stingl-Villa kostete 176 000 M. Anstandslegung der Wohnräume und Einbau einer Heizung kosteten 78 000 M. 230 000 M. hat die Wohnung des Ministers also einmellig gekostet. Der Schwiegerohn wohnt tatsächlich in der Villa der Reichspost, er bezahlt aber die ortsübliche Miete. Wieviel aber Herr Minister a. D. Stingl bezahlt, wird nicht gesagt. Hier verlagert wieder das erwachte Zahlengewissen.

Die Reichspost bekräftigt auch, daß der Sohn Stingl für das bayerische Kabelgeschäft der Deutschen Kabelwerke von diesen eine hohe Provision erhalten hat, wie sie üblich sei. Sie betrage nur nicht 50 000 M. Auch hier wird die sicher leicht feststellbare Ziffer verschwiegen. Wenn der ehemalige Minister Stingl heute Aufsichtsrat bei den Kabelwerken sei, so bedeute das nichts für die Lieferquote, die ohnehin bei Aufträgen der Reichspost der Firma zukomme. Ueberzeugend sind die Gründe aber nicht, weshalb die Firma die ganze Kabellieferung München-Wittmannsdorf erhalten hat und nicht nur auch in diesem Fall nur einen Teil. Weshalb die Kabelwerke Verluste hatten, ob sie tatsächlich mit den Lieferungspreisen oder mit anderen Dingen zusammenhängen, darüber erzählt man auch nichts. Nur die Behauptung steht da.

So wird manches Dunkel hell, bleibt aber unerfreulich, und manches Dunkel bleibt dunkel und auch unerfreulich.

Die Hinrichtung der Chinesen

Erzählung von Vladimir Jurejanskij

Diese kurze eilige Geschichte habe ich von einem mir fast unbekanntem Menschen gehört, einem Manne mit milden blauen Augen — bei Tage, während der Arbeit, im offiziellen Amtsmilieu — und mit Erstaunen habe ich gesehen, wie schnell menschliche Augen verblöden können, ausbleichen doch sie fast weiß werden. Die blaue Farbe, die aus irgendeiner tiefen innerlichen Angst entstanden war, ging im Laufe der Erzählung nach und nach in ein trübeis opfervolles Unruhe über, bis die immer größer gewordenen Augen bläß wurden wie Seerosen.

Durch das offene Fenster drang der Lärm der Stadt, die lebende Bewegung des Lebens. Auf dem Tische lag eine Zeitung mit Nachrichten über die tragischen Ereignisse in China, mit Mitteilungen über Morde, serienweise Erschießungen mittels Maschinengewehr, unerhörte Mißhandlungen.

Der Mann las das und die Fingern auf seiner Stirn begannen quackeln zu zittern. Einen Augenblick schloß er noch und starrte mit großen, blinden Augen in das offene Fenster, dann begann er mit leiser, höflich klingender Stimme:

„Ein merkwürdiges Volk. Ganz ungewöhnlich. . . Ich habe ungefähr zehn Monate in China gelebt. O, wir kennen sie gar nicht! Die Mehrzahl von uns hat von den Chinesen nur ganz verschwommene Vorstellungen. Ich habe dort unter anderem eine Hinrichtung gesehen. Ich begreife nicht, wie ich zu diesem Schauspiel gekommen bin: als jugendlicher Neugierde gewiß, ich war damals dreißig Jahre alt, es war 1908. Jemand in meinem Hause sagte: „Heute werden sechs Chundjusen hingerichtet. Wollen wir uns das ansehen?“ Und ich ging mit den anderen. Dann konnte ich einige Tage lang nichts essen und über einen Monat schlief ich nicht.

Stellen Sie sich nur vor: ein Brachfeld hinter der Stadt — etwa einen halben Kilometer von der letzten Wasse entfernt — vielleicht war es eine Rennbahn, vielleicht auch etwas anderes. Es war im Sommer, mittags oder schon gegen ein Uhr. Ich weiß nur noch, daß es sehr heiß war. Der Sand unter den Füßen brannte durch die Sohlen. Eine riesige Menschenmenge füllte den Platz. Immer näher drängten sich die Menschen an den verhängnisvollen Kreis, krochen sogar auf die vereinzelt dastehenden Bäume, um nur ja nichts von dem bevorstehenden Schauspiel zu verpassen. Es war mir immer schon nicht ganz geheuer, wenn ich Krähnen sah, die mit schwarzen Klumpen einen Garten oder ein Wäldchen übersät halten. Aber Bäume, auf denen stierhaft zusammengedrängte Menschengebilde aufgereiht sind, das ist ärger, das ist graulich. Ja. . . Und dann ein ewig unergründliches Bild. In der Mitte, in dem von allen Seiten dicht geschlossenen Kreis, stehen sechs Chinesen, bis zu den Hüften nackt, die Füße in schweren Holzklößen: keine Möglichkeit zu entkommen, nicht einmal eine Bewegung der Bergweisung war denkbar. Und ringsherum in den ersten Reihen Ausländer: Engländer, Amerikaner, Franzosen in schneeweißen Anzügen. Wie möglich Korrespondenten mit Kodaks, mit offenen Schreibblättern, mit hastigen Bleistiftspitzen auf der Haut. Der Henker, ein großer dreißigjähriger Chinese, wie vollgepumpt mit Kraft, trug eine gelbe Lederhülle. Auf seiner Schürze waren noch Spritzer von altem, braun gewordenem, geronnenem und ausgetrocknetem Blut zu sehen. Vor den zur Hinrichtung bestimmten schloß er sein Schwert. Lange, unglaubliche Stills herrschte. Rein Laut, kein Ruf, kein Gespräch — vollkommenes Schweigen. Nur das Rischen des Schwertschleifens. Das Schwert war schwer, am Griff schmaler, gegen die Spitze zu breiter, etwa vier Zoll breit. Der Henker prüfte mit dem Finger die Schärfe der Klinge.

Die Gesichter der Verurteilten sind stumm. Sie sind dem Henker zugewandt und sehen unter den Lidern herab die Klinge an, die Klinge, die sie anzieht und festhält. In diesem Augenblick sah ich plötzlich, daß ich einen der Verurteilten kannte. Das war doch „Liang, der Wäscher!“, fiel mir ein. Das betäubte mich ganzlich, Unerträglichkeit Erregung bemächtigte sich meiner. In dieser

Sekunde kammi in meinem Gedächtnis die ganze Geschichte Liangs auf. Er hat für alle in unserem Hause die Wäsche gewaschen. Er hat wunderbar gewaschen: solche Reinheit habe ich nie wieder gesehen. Er wusch ganz ungewöhnlich zu lächeln, sehr weich und verlegen, fast mädchenhaft. Vielleicht aus diesem Grunde hatte man ihm ganz große Haufen Wäsche anvertraut. Dann geschah etwas Gräßliches, Wildes. Bei dem englischen Oberst, der in der mir benachbarten Wohnung hauste, verschwanden aus der Küche Silberne Utensilien. Ich weiß nicht, wieso, warum und auf Grund welchen Verdachtes jemand dem Oberst einredete, der Diebstahl sei das Werk Liangs gewesen, der auch des Obersten Wäsche gewaschen hatte. Und Liang verschwand spurlos, als wäre er nie dagewesen. Man sagte uns, daß er verhaftet worden sei. Wir sprachen darüber, empörten uns über die unbegründete Verhängung der Haft, aber unter der Arbeit und den Sorgen des Alltags vergahen wir darauf. Und da plötzlich das Brachfeld des Todes — Chundjusen — Pian — der Henker — das Schwert. . . Warum hat man ihn wie die Chundjusen verurteilt? Wer hat verurteilt? Warum eine so unglaubliche Strafe? Man wußte nichts.

Meine Gedanken verwirrten sich. Der blendend weiße Mittel des bestohlenen Obersten schimmerte zu mir herüber, ich erstarre in Erschütterung und Verzweiflung. Und der Henker prüft immer noch das Schwert, schneit noch einmal nach. Dann ist er — bereit. In einer Reihe hintereinander läßt er die Opfer niederknien, im Abstand von drei Schritten hintereinander. Dann befehlt er, die Hände hinter den Rücken zu legen. Und fünf der Verurteilten, die Chundjusen, stellen sich schweigend und in ihr Schicksal ergeben in die Reihe. Selbst legen sie die Hände hinter den Rücken — nein, sie waren nicht gebunden! Der Gehilfe des Henkers, ein Burche von sechzehn Jahre, wirft die Jäpe über den Kopf, um die Hände freizumachen. In den Bewegungen der fünf in den Sand geknien Chundjusen ist eine erstaunlich willentlose, mechanische Gehorsamkeit und Befolgung. Nur der Letzte, der sechste Verurteilte, sieht noch zur Liang unterwirft sich nicht. Er beginnt trampfhaft leuchtend den Henker um irgend etwas zu bitten, er sieht ihn an: augenscheinlich will er ihn von seiner Unschuld überzeugen. Ohne hinzuhören, befehlt ihm der Henker mit erbarmungsloser Schärfe, niederknien. Liang wird blaß, stumm, er erschrickt, er gebückt. Die Hinrichtung beginnt bei ihm, bei dem Letzten. . . Die vorderen sehen nicht, sie hören nur, wie sich der Tod ihnen Schritt für Schritt nähert. Jetzt nähert sich der Henker Liang. Er spreizt die Beine, um sich einen Halt zu geben. Wählich schwingt er das Schwert — trodenes Pfeifen des Stahles schneidet die Luft wie ein Bliz. Der Schlag fällt mit erschütternder Kraft. Der Kopf Liangs, folternd und springend und mit dem Kopfe winkend, rollt wie eine Kugel zur Seite. Die hinten verkrampt gewesenen Hände lösen sich, der geköpfte Körper wirft sich blindlings nach vorn, als wäre er plötzlich. Aus dem Hals strömt in breitem Strahl, wie aus einem umgekehrten Krug, Blut. Die Finger tragen in konvulsischem Zucken den Boden. Starr stehe ich da und sehe zu, was weiter geschieht. Der Henker tritt zum nächsten Verurteilten. Ein Schwung des vom Blut trüb gewordenen Stahl und der nächste Kopf rollt vor die Füße der Menge. Wieder dasselbe Bild. Beim vorletzten geschah das Unglaubliche. Der Henker schwang das Schwert. Der Kopf sprang ganz zum Rande des Kreises, der von der Menge gebildet wurde, und stellte sich aufrecht. Ich sehe, daß die Augen in stauendem Bangen aufgerissen sind. Ein Mensch im Norholm, der vor mir steht, will den Kopf wegstoßen. Und nun ein erschütternder Augenblick: die Augen des Kopfes bilden in hilflosem Entsetzen den ausstehenden Fuß an! Der Bliz des Bewußtseins glänzt aus den Pupillen. Einen Augenblick lang — dann schließen sich die Lider. . . Ein erschütternder Tritt und der Kopf fliegt zur Seite.

Der Mann hatte erzählt und verstummte. Statt blauer Augen blickten mich zwei geweitete Seerosen an — riesig, schreiend, weiß bis zur Weißheit.

(Berechtigter Uebersetzung von B. Kretsch und J. Kalmes.)

— man verächtelt es, man braucht dich nicht mehr. Eine Maschine, eine Maschine, die dein Singen abgelautet, keinen Klang gestohlen, will dich verdrängen, will glauben machen, nun sei es grad so gut — ah! und hat doch keine Seele, keine Seele — bleibt laut, bleibt laut, bleibt Lärm nur!

Wacht es der kalte Wind, daß deine Augen feucht sind, du einjammer Mann auf kalter Straße? Oder ohnst du das kommende Bettler, das deiner heiligen Kunst droht? Ahnst du wohl, daß Technik nicht halt machen will, nie, auch nicht vor der hehren Kunst, daß auch diese eingespannt werden soll in das Programm des Geschäftsgemisses, daß auch hier die Parole lauten soll: Weg mit der lebendigen Arbeitskraft — Maschine an die Front!

Und doch, und doch, du frierender Mensch auf leerer Straße, hast du nicht, solange du denken kannst, bewundernd vor der Maschine gestanden, bewundernd die Schöpfungen der Technik entstehen sehen? Hast du sie nicht täglich auch in deinem Dienst gestellt mit selbstverständlicher Miene, ohne daran zu denken, daß diese oder jene Ertragsfähigkeit diesen oder jenen deiner Mitmenschen vielleicht das Brot nahm?

Nun trifft es dich — und du klagst. Klagst, wie vielleicht andere vor dir geklagt haben, die doch ihr Brot wiederfanden.

Verleugere die trüben Gedanken. Sie lähmen nur. Das, was du kannst, kann keiner dir nehmen. Und will man dich hier nicht haben, so geh' mo anders hin. In deinem ledernen Kasten birgst du den Schlüssel zum Herzen. Wo du die Saiten ertönen lassen wirst, wird man dich nicht scheitern, denn nichts ergreift die Seele mehr, als echte Kunst. Die Seele aber ist unerschöpfbar für deinen Feind, für die Maschine.

Heut' riß der Sturm dich los — treibe, du looses Blatt, dich guten Mutes. Zum kühlen Südwind wird auch einmal der Orkan. Auf sanften Schwingen wird er dich vielleicht in einen besseren Hafen tragen.

„Wolfswinter“

Die Grenze, über die die Wölfe unter gewöhnlichen Umständen in Europa nicht hinausgehen, verläuft in einer Linie, die von Helsingfors bis Basel und von dort etwa in die Mitte der Pyrenäen gezogen werden kann. Westlich von dieser Linie hat das grimmige Wort „Wolfswinter“ heute nur noch eine übertragene Bedeutung. Über östlich der Linie wird es zur grausamen Wirklichkeit und beschwört jene furchtbaren Bilder von dem Heulen und Wüten der hungrigen Wölfe, die zu uns nur noch wie aus fernem Zeiten sprechen. Wenn bei uns in Deutschland auch noch hier und da in den östlichen Grenzgebieten ein Wolf aufgetreten sein mag, so ist doch die Wolfsgesahr, unter der das Mittelalter seufzte, längst zur Legende geworden und lebt nur noch in Märchen und Sagen fort. Doch die Nachricht, daß die Wölfe in den letzten Wochen wieder die Westgrenze überschritten haben, läßt darauf schließen, daß uns im neuen Jahr noch ein sehr strenger Winter bevorsteht.

In den letzten fünf Jahren haben die Wölfe mehr Unheil angerichtet als seit langen. Sie haben Kinder in Rumänien, Polen und einigen Gebieten von Jugoslawien gefressen. Im Jahre 1925 zählte man allein 40 000 Pferde und 20 000 Rinder, die den hungrigen Bestien zum Opfer fielen. Vor einem Jahr drang sogar ein Paar Wölfe aus den Ardennen bis nach Nordfrankreich vor und erreichte Boulogne. Jetzt haben die grauen Ruchel wieder nach Westen vor dem Vordringen des Winters. Man hat Wölfe im Elzß gesehen, in der Auvergne und sogar zu Pamplona in Spanien. Die Wölfe sind heute östlich der Linie, die die Westgrenze bezeichnet, zahlreicher, stärker und wilder als seit einem halben Jahrhundert. Der Weltkrieg hat das seinige dazu getan. In diesen vier Jahren, in denen die Menschen sich selbst zerfleischten, und in den folgenden Jahren der allgemeinen Unruhe, habe man keine Zeit, sich mit den Wölfen zu beschäftigen, und so sind diese zäh und schlimmen Feinde des Menschen im raschen Vordringen begriffen. In den dunklen Wäldern Rußlands haben sie sich mindestens verdreifacht. Im vergangenen Winter, der einer der härtesten in Europa seit mehr als 30 Jahren war, trieb die furchtbare Kälte und der vereiste Schnee des Ural und des Kautokus die Wölfe in riesigen Rudeln westwärts. In Polen lungerten die hungrigen Tiere um die Dörfer, und in einem Falle griffen sie eine Schar von Bauern an und töteten vier von ihnen nicht weit von ihren Gehöften.

Als der Simplon-Orient-Expreszug durch die großen Schneefälle in Mozedonien aufgehalten wurde und auf der Strecke liegen blieb, sahen die Reisenden in einer Entfernung von noch nicht 30 Metern die grauen unheimlichen Schatten der lauernden Wölfe. In Slowenien ist die Wolfsgesahr in den letzten zwei Jahren so groß geworden, daß man strenge Maßnahmen zu ihrer Bekämpfung ergriffen hat. Patrouillen von drei oder vier guten Schützen werden in klaren Nächten bei den leichten Holzbrücken aufgestellt, die sich über die Waldflüsse spannen und über die die Wölfe bei ihren Beutezügen laufen. Die Patrouillen verbergen sich zwischen den dichten Bäumen, und dann, nach ein oder zwei Stunden, sehen sie in der Ferne die funkelnden Pfläher der herannahenden Tiere und schießen, wenn das Rudel auf der Brücke ist, in sie hinein und verfolgen sie mit ihren Kugeln, bis sie erloschen sind. Auf diese Weise wird eine tüchtige Anzahl zur Strecke gebracht.

Wie man ein Streichholz im Sturm anzünden kann. Der Raucher hat oft die größte Mühe, bei windigem Wetter Feuer zu bekommen. Für solche Gelegenheiten wird von Bruno Zwiener in der Frankfurter Wochenchrift „Die Umschau“ eine Methode empfohlen, die sich vortrefflich bewährt hat. Man nimmt aus der Streichholzschachtel ein Holz, und zwar kurz am freien Ende, drückt es auf den Rücken der Schachtel in den herausgezogenen Teil und bohrt dort eine Öffnung in der Größe der Streichholzkuppe. Dann schiebt man ein neues Streichholz an und hält die Schachtel so, daß der Wind recht schön die Luft in die Schachtel zu dem brennenden Holzchen hinein kann. Die Flamme flackert trotzdem lustig, da ein Abzug für den Wind besteht. Jeder Zigarren- und Zigarettenraucher, der die Tüte des Objekts bei Sturm und Regen so oft verspürt hat, kann sich nun in Ruhe seinen Gimmstengel entzünden, wenn er dieses ebenso einfache wie unerschöpfbare Mittel anwendet.

Norwegischer Walfischfang. In Norwegen, wo vier Fünftel aller Walfischfänger wohnen, hat man jetzt energische Maßnahmen zum Schutz dieses wertvollen Tieres ergriffen. Ein neues Gesetz verbietet allen norwegischen Walfischern, bestimmte Walfarten zu töten. Weibliche Walfische mit Kübchen sind völlig geschützt; alle Delphinen und Teile des Tieres müssen verworfen werden, und ungeschlachte Fänge können beschlagnahmt werden. Unterlagt wird auch die Entschädigung der Mannschaften nach der Zahl der ertöteten Walfische, durch die ein Ansporn zur Lösung möglichst vieler Tiere gegeben wurde.

Carl Wittkopp: Ein lofes Blatt

Sangsam leerte sich der große Zuschauerraum des Lichtspielhauses. Der Kronleuchter erloschte. Die hohen Portale, über denen riesige Leuchtschilder immer noch schimmernde Blitze in den unaufhaltsamen Großstadterker warfen, schlossen sich langsam. Das leise Surren der Ventilatoren verstummte. Eine bleierne Dämmerung legte sich über die stoffbespannten Wände der Logen, über den Wusch der Sessel und über den Samt des Vorhangs. Leben erstarrte, um morgen aufs neue zu erwachen.

Mit leiser zitternder Hand schloß Wille den Gelgentasten. Seine Finger glitten mechanisch über den Verschluss. Während erregte Sätze und Wortfetzen zwischen den Kollegen hin und herfliegen, sah sie kein Kopf nur den einen Gedanken: — das letzte! Sieben lange Jahre sah ihn dieser Raum, sieben lange Jahre sah er vor diesem Bild. Und nun —?

Eine Hand berührte seine Schulter. „Nehmen Sie es nicht so schwer, lieber Wille, auch Sie werden eine Stellung wiederfinden.“

Der Angeredete schüttelte resigniert den grauen Kopf. Der Mund wurde ihm trocken.

„Seien Sie nicht mühsam, Wille. Wer weiß, wie bald das Publikum dessen überdrüssig ist.“ Damit mles der Kapellmeister auf die Lautsprecheranlage.

Wille nickte noch immer an den Verschlüssen. Antworten konnte er nicht. Obwahr der andere wirklich an den Trost, den er ihm geben wollte? Würde sich nicht vielmehr das Publikum bald an den Tonfilm gewöhnen, genau so, wie es sich an den Radiosapparat gewöhnt hatte? Und wenn nicht, wenn wirklich wieder in absehbarer Zeit Orchester eingestellt würden, konnte er dann noch mit einer Anstellung rechnen, er, der heute schon den grauen Kopf gebeugt hielt?

Nein, rief es in ihm, man braucht uns nicht mehr. Die Erfindungen machen nicht halt vor einem alten Musiker, sie werden sich überflüssig machen, um die Vollendung zu erzwingen, sie werden hervordringen — und die Mechanik, die Maschine wird triumphieren.

Ein leises Stöhnen. Wille richtete sich auf.

Die beiden Männer gaben sich die Hand.

„Kopf hoch, lieber Wille, trifft uns ja alle. Wenn wir auch heute der neuen Macht weichen müssen — ausschalten kann man uns nicht. Die lebendige Musik verdrängt keinen Musiker, sei es Draht oder Welle, sie will von Spielern zum Hörer fließen ohne Umwege, sie ist so rein, daß sie durch Apparate getrieben den Weg zum Herzen nicht mehr finden wird. Das ist unsere Hoffnung — mehr noch, ein fester Grund, auf dem wir Musiker unangreifbar und unumdrängter Blag behaupten werden!“

Wille wartet auf die Freunde nicht. Er geht allein. Ein eisiger Wind, mehr und mehr zum Sturm anwachsend, setzt durch die leeren Straßen. Den einsamen Mann, der die kalten Hände um sein Instrument kammert, wirrt es bald um.

„Blag behaupten.“ Klingt es leise in ihm nach.

Ja, Blag behaupten! Er ist kein Jüngling mehr. Auch er hat einmal vorn im Kampf des Lebens gestanden, auch er hat Fehlschläge überwunden, Enttäuschungen vergessen — auf bessere Tage gehofft, an seinen Stern geglaubt.

Ein glanzloser Stern. Das Ringen vergebens. Nichts war geglaubt — keine Pläne mißlungen. Ein neuer, härterer Windstoß rast heran.

Kampf?

Mein Kampf ist ausgekämpft, geht es dem alten Mann durch den Kopf. Als ein Glanz hatte er es betrodet, nach all den Enttäuschungen, als ihm vor sieben Jahren diese Stellung angeboten wurde. Mit beiden Händen hatte er zugegriffen und seinen Stern geprießen. Wer dachte damals an den Tonfilm. Nun, da er Wahrheit geworden, triumphiert der Schatten, muß das Lebendige weichen.

Fester umfassen die Hände das Instrument, streichen leblos über die ledernen Hülle. Welle bewegen sich die Lippen, als sprächen sie zärtliche Worte zu dem treuen Gefährten.

„Kannst du es fassen, du.“ Müsterte der zitternde Mund, „kannst du es fassen? Deine herrliche Stimme, dein feierliches Ringen

